



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 46.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Gras Rübezahl.

Roman

von

Johannes van Dwall.

(Fortsetzung.)

XLV.

Ich vermuthete, für den kleinen Steuerrath war es eine Art von Bedürfnis — eine Art von Sport würde Rauben gesagt haben — auf Alles zu fahnden, was ihm des Schmuggels oder der Hehlerei verdächtig war, und auf uns hatte er es daher noch immer ganz besonders abgesehen. Die neuen Indizien, welche er gesammelt hatte, waren aber noch immer nicht ausreichend, um den Staatsanwalt zu bewegen, gegen uns Anklage zu erheben. Nur eine ganze Reihe von kleinlichen Scherereien erwuchs dem Onkel aus diesem Bestreben und brachte ihn noch ärger gegen den kleinen Mann in Harnisch, um so mehr, als Jener fortfuhr, die gefährlichsten Gerüchte über uns in Umlauf zu bringen.

Nach wie vor, zu Fuß und zu Pferd, erblickte man den kleinen, dienstfertigen Mann in unserer Gegend herumpatrouilliren, die Wälder durchstreifend Tag und Nacht, mit zwei geladenen Pistolen am Sattel und mit seinem klappernden Säbel an der Seite, die Menschen durch Fragen belästigend und bespähend, die Posten revidirend an der Grenze und spionirend, oder die Leute, welche ihm verdächtig vorliefen, unausgesetzt durch Andere beobachten lassend.

Auch der Schlaueste macht einmal einen dummen Streich, und es kommt nur darauf an, daß man Acht gibt, um diesen zu bemerken: das war seine Maxime.

Mit diesen Mitteln hatte der kleine Eifersüchtige herausbekommen, daß wir im Mai nach Liebenau gefahren und unterwegs mit einem jungen Mann zusammengetroffen waren, der dem Häuptling der Schmuggler ähnelte wie ein Ei dem andern. Er war selbst etliche Male drüber gewesen jenseits der Grenze. Auch unsere größere Reise hatte ihm Stoff gegeben zu neuen Vermuthungen und zu neuen Redereien; das Geld dazu würde wohl auf eine eigenthümliche Weise verdient worden sein, hatte er zum Pfarrer geäußert.

Andererseits bearbeitete der Steuerrath in Einem fort den Magister, um Geständnisse aus die-



Der Apotheker. (S. 548.)

sem herauszulocken, welche den Onkel kompromittiren konnten, aber der alte Fuchs war viel zu schlau, um sich von demselben fangen zu lassen, denn er wußte nur zu genau, daß der Lohn seiner Enthüllungen ein erneutes Sitzen hinter eisernen Gittern für ihn selbst zur Folge gehabt hätte.

So hatten denn die Bemühungen des gestrengen Herrn vorläufig keinen weiteren Erfolg, als daß ihn der Onkel fragen ließ, ob er geneigt sei, ihm die unter Ehrenmännern übliche Genugthuung zu geben für seine versteckten und offenen Angriffe gegen ihn und die Seinen, und als Jener dieß ablehnte, ihm einen großen Schrecken einjagte, indem er eines Tages im dunklen Forst ihm entgegentrat, die Büchse im Arm, und ihm sagte, bei der nächsten Veranlassung würde er den ehrlosen Verleumder niederschießen wie einen tollen Hund. — Das half, aber nur wenig.

Dem armen Magister ging es übrigens sozusagen sehr schlecht: der Schmuggel lag damals ganz darnieder, das böschchen Verdienst, was die Fremden brachten, reichte auch nicht weit, und so nagte er denn „unmaßgeblich“ am Hungertuche. Gewiß wäre er ausgewandert unter diesen Bedingungen, hätte jene Dame Wort gehalten und ihm die fünfzehntausend Thaler für sein Haus bezahlt, aber die falsche Frau von Berg war seitdem verschollen, und der Onkel war es, welcher ihn, sei es aus Mitleid oder aus anderen Beweggründen, mit kleinen Summen unterstützte, wie ich später erfuhr.

Inzwischen zogen drohende Wolken herauf, noch von einer andern Seite her, der Horizont versinisterte sich mehr und mehr, und da unsere ganze Atmosphäre mit allerhand Bündstoff überladen war, so brauchten jene sich nur zu begegnen, um zuletzt den Blich herabzuden zu lassen auf unsere armen Häupter.

XLVI.

So weit es mir möglich ist, will ich berichten, wie alles dieses geschah. Nach seiner letzten Unterredung mit meiner Cousine war Gras Rübezahl unverzüglich nach Berlin abgereist und hatte dort, seinem gegebenen Versprechen gemäß, die eilenden Schritte gethan, um sich aus seinen augenblicklichen Verlegenheiten herauszuwickeln. — Er wollte seine Vermögensverhältnisse ordnen und wollte jenem unwürdigen Verhältnisse ein Ende machen, um dann, ein Neugeborener gleichsam, als Der, welcher er wirklich war,

bei meinem Onkel um die Hand seiner Tochter zum zweiten Male zu werben.

Dieses Mal war es sein voller Ernst. Er ging zuerst zu seinem alten, sehr reichen Onkel, dem Fürsten B., um sich diesem zu eröffnen. Es kostete ihn dieser Schritt eine kaum glaubliche Ueberwindung, aber er that ihn dennoch, um Grete's willen. Der Fürst wies den Reffen ab, er entgegnete ihm kalt, er habe sein eigenes immenses Vermögen durchgebracht wie ein Narr und beabsichtige nun das seine diesem folgen zu lassen, — dazu sei er nicht thöricht genug. Die Bucherer, Schmaroger und lüderlichen Weiber hätten zu viel an seinem Reffen verdient, den Onkel würden sie ein wenig zäher finden.

Das war eine wohlverdiente, aber unter den jetzigen Umständen sehr harte Lehre für den Grafen. Nicht viel besser erging es ihm bei seiner Mätresse.

Es war notorisch, daß er Jene seit Jahren schon mehr wie eine Art von Luxusartikel hielt, daß ihn nichts mit jener Frau verband als die leidige Gewohnheit, und daß es Gutmütigkeit war oder Indolenz, wenn er nicht längst schon mit derselben gebrochen hatte. Er vernachlässigte sie in der letzten Zeit vollständig, aber er hielt sie fürstlich wie früher, er ließ sie schalten und walten, wie sie wollte, und verschwendete an sie ein ganzes Vermögen. — Er litt es, daß Andere ihr den Hof machten, und hatte dennoch nicht den moralischen Muth, mit jener Frau von Montlet zu brechen. — Vielleicht fürchtete er Szenen, machte er sich Vorwürfe oder frug sich wohl im Stillen, was aus ihr werden würde, wenn er seine Hand von ihr abzöge. — Dieses so trivial geschürzte Band hatte eine Zähigkeit erlangt mit der Zeit, welche nur Derjenige erklären kann, der die Männer besser kennt wie ich. Ich habe mir aber sagen lassen, daß solche und ähnliche Fälle häufig vorkommen im Leben. Seit des Grafen Herz für Grete schlug, seit zum ersten Male eine reine Frauennatur ihm näher trat und ihres Herzens Schätze vor ihm erschloß, war es die natürliche Folge, daß das unlaute Verhältnis zu jener Person ihm eine unwürdige Fessel dünkte, die er nothwendig abstreifen mußte. Durch die Verhältnisse gezwungen, hatte er die Ausführung dieses Bruches immer noch verschoben, — ja, dieß nicht allein, er hatte sie mit derselben Munifizenz fort und fort auf großem Fuße unterhalten. — Vielleicht war ein wenig Berechnung hierbei mit im Spiel, denn so lange Graf Rübezahls sich diesen Luxus erlaubte, konnte man unmöglich annehmen, daß es gar so schlimm um ihn stand. — Er hielt ja überhaupt seine Geldverlegenheiten so geheim wie nur irgend möglich, am meisten vor seiner ehemaligen Geliebten selbst. — Diese wußte wohl, daß es schlecht stand um ihn, aber sie konnte nicht ahnen, daß jenes kolossale Vermögen bereits erschöpft war, und dieß um so weniger, als ihre Anweisungen an den Rentmeister allezeit pünktlich honorirt wurden.

Jetzt mußte es nun geschehen, und aus doppelten Gründen, was der Graf viel zu lange schon hinausgeschoben hatte, er besaß kein Geld mehr und beabsichtigte, sich zu verloben. Er hatte Frau von Montlet hiezu eigens nach Berlin beschieden.

Nicht ohne Unruhe kam Jene seinem Ersuchen nach: des Grafen Wesen, seine ganze Existenz in der letzten Zeit umgab eine Art von Geheimniß, welches sie bisher vergeblich zu durchdringen getrachtet hatte. In dem ganzen letzten Jahre hatte er sich unstät in der Welt umhergetrieben, hatte er Verstecken gespielt mit ihr und mit seinen Freunden. Wie ein Sonderling hatte er gehandelt. Das fröhliche Schloß stand leer, die Schaaren der Gäste blieben aus, weil keine Einladung erfolgte — die Zeiten waren zu ernst, hieß es. Diejenigen, welche tiefer sahen, wußten, was das zu bedeuten hatte, — die Kassen waren leer.

Frau von Montlet war der Meinung wie die Meisten: Der Graf wollte sparen; das war ihr schon recht, weniger aber behagte es ihr, daß Jener auch mit ihr Verstecken spielte. Sie erhielt nur die allerstärksten Nachrichten von ihm, bald von hier, bald von dort. Allerhand Besorgnisse wurden nach in ihrem Innern, und mit ihrem Hofstaate, Herrn von Bodmann und der Baronin, überlegte sie weitläufig und besprach sie häufig dieses seltsame Räthsel. — Die verschiedensten Ansichten wurden dabei entwickelt, die sich schließlich in dem einen Punkt gipfelten: — der Graf ist zu schnell gelaufen — er will Altem schöpfen, sparen auf eine anständige Weise. Man beruhigte sich hierbei — man litt ja selbst keinen Mangel.

Eines Tages brachte Herr von Bodmann die Nachricht in's Haus, daß irgend Jemand von irgend einem Andern erfahren haben wollte, der Graf sei vor einiger Zeit auf dem Bahnhofe zu Wippenhausen gesehen worden. — Diese Kunde versetzte Frau von Montlet in große Aufregung und hatte schließlich jene Exkursion zur Folge, welche von der Baronin von Zehren so eigenthümlich falsch ausgelegt wurde. — Wiederholentlich war nämlich früher in des Grafen Gegenwart die Rede gewesen von der Schönheit eines Fräuleins Steinau, deren Vater halb Bauer, halb Schmuggler (wie man munkelt in jener Gegend), ein altes, seltsames Haus bewohnte in der Nähe von Wippenhausen. — Ein plötzliches Mißtrauen, — de wach in dem Herzen jener Frau. — Sie war nicht gerade eifersüchtig, denn sie liebte den Grafen nicht, aber sie fühlte sich in hohem Maße beunruhigt, sie fürchtete für ihre Existenz. — Männer sind ja so wunderbar!

„Wenn das die Lösung des Räthfels wäre!“ dachte sie und rißte ab.

Sie war auf der rechten Fährte, wie wir wissen, nur verkannte sie die Motive, welche Rauben dorthin geführt hatten. Sie kam auch sogleich an die rechte Quelle bei jenem Ausfluge, von welchem Herr von Bodmann nichts erfuhr, sie machte Bekanntschaft mit dem Magister Erbe und brachte Jenen zum Sprechen. Aber einige Hauptmomente in dessen Aussagen stimmten nicht, sie wurde irr, der dunkle Bart, der südliche Teint? . . . Eine Ähnlichkeit vielleicht, die jenen Bekannten Bodmann's getäuscht hatte; das Ganze war ja auch gar zu abenteuerlich und unwahrscheinlich.

Sie fuhr, ein wenig beruhigt zwar, aber unverrichteter Sache heim. — Wie hätte sie es sich auch denken können, daß der Graf und jener Schmuggler Rauben ein und dieselbe Person waren! —

Es war damals vergebliche Mühe, sie bekam nicht einmal jene junge Dame zu sehen, deren Reize man wohl prinzipiell und mit dem Talente des Malers ein wenig übertrieben hatte. — Sie schmollte eine Weile mit Herrn von Bodmann und beruhigte sich mehr und mehr, als Jener ihr versicherte, jene ländliche Schönheit könne sich mit ihr gar nicht messen.

Die jetzige Frau von Montlet hatte übrigens keine Ahnung davon, unter wie ganz anderen Verhältnissen sie schon vor Jahren einmal in jener selben Gegend gewesen war, sie war ja nur bei Nacht und Nebel dort durchgekommen.

Einen andern Grund zur Unzufriedenheit oder zu einer Beunruhigung hatte ihr der Graf nicht gegeben, — denn, wie gesagt, ihre Anweisungen wurden allezeit pünktlich honorirt, und nur einmal war sie verwundert, als sie nämlich von Baden-Baden aus im vorigen Sommer (sie selbst war damals auf Helgoland) den kategorischen Befehl erhielt, das rothe Eiland unverzüglich zu verlassen. — Herr von Bodmann habe sich bei seinen Bekannten in hohem Grade mißliebig gemacht, hieß es in jenem Briefe, sie würde viel in dessen Gesellschaft gesehen, und man kommentirte dieß auf eine Weise, die ihm nicht angenehm wäre. In Folge dessen waren damals jene Frauen so plötzlich von dort verschwunden.

Als sie jetzt das Gesuch erhielt, an einem bestimmten Tage in Berlin einzutreffen, wurden alle jene allmählig eingekullten Befürchtungen wieder wach mit einem Male. Für alle Fälle wurde deshalb an Herrn von Bodmann geschrieben und ihm befohlen, sich ebenfalls bereit zu halten. Das geschah im Geheimen, denn das Gewissen der schönen Frau betreffs dieses Herrn war nicht ganz rein; zum mindesten wußte sie, daß es gegen den Willen des Grafen geschah, wenn sie mit diesem die alten Beziehungen immer noch aufrecht erhielt. — Im Grunde redete sie sich ein, daß ihr Herr und Gebieter eben dieses Bodmann's wegen ein Nachwort zu ihr sprechen wollte, vielleicht auch glaubte die Gitle, daß der Graf mit ihr den Winter in Berlin zu verbringen gedachte, daß er sich ihr wieder nähern wollte.

Sie kam an mit Dienerschaft und Begleitung und nahm Quartier im „Hotel de Rome“, während Graf Rübezahl in seinem eigenen Palais am Wilhelmplatz abgestiegen war. Einige Zeilen setzten sie von dem zu erwartenden Besuche ihres ehemaligen Verehrers in Kenntniß. — Graf Rübezahl kam in einer gewöhnlichen Droschke, er fand Frau von Montlet in einem verführerischen Deshabillé, geschmückt mit allen Reizen, umgeben von all' jenen tausend Schnurpfeisereien, welche der Verwöhnten eine Nothwendigkeit geworden waren, äußerlich ganz große Dame, ganz unbefangen, ganz voller Freude.

Der Graf war etwas betreten, sehr formvoll und ganz Grandseigneur. — Sie erhob sich und kam ihm entgegen, er drückte ihr nur die Hand und sprach seine Genugthuung aus, sie so wohl aussehend zu finden. Dann nahm man Platz, man wechselte einige Fragen und Komplimente. Sie sah ihn mit ihren großen, glänzenden Augen unverwandt an, sie entwickelte heimlich ihre ganze Verführungskunst, ließ den ganzen Reiz ihrer Person und ihrer Unterhaltung gegen ihn spielen. — Sie hatte aber nicht den gewünschten Erfolg, denn der Graf war gefeiert gegen ihre Zauberkünste — er liebte. Ehe Jene dieß gewahr wurde, kam er zur Sache.

Er hatte eine Weile nachdenklich ausgehört bei ihrem Geplauder und nun fiel er plötzlich mit der Thüre in's Haus. „Liebe Juch!“ sprach er, ohne sie anzublicken und indem er die Stirne in ernste Falten legte, „ich war genöthigt, Dich hieher zu bescheiden; ich danke Dir, daß Du so bereitwillig kamst, denn ich habe mit Dir über Alles zu sprechen.“

Sie schaute ihn an, ganz unbefangen scheinbar, und ihr „Eh, — comment donc? . . . so feierlich, mon ami!“ klang beinahe übermüthig, aber sein ganzes Wesen setzte sie in Erstaunen, beunruhigte sie einigermaßen, obgleich Furcht in diesem rücksichtslosen Wesen selten aufkam.

„Ich bin in einer eigenthümlichen und keineswegs erbauenden Situation Dir gegenüber,“ fuhr Jener nachdenklich und etwas düster fort. . . „es ist nichts Angenehmes, was ich Dir zu sagen habe; ich bedaure das . . .“

„Du sehest mich in Erstaunen,“ unterbrach ihn Frau von Montlet, sich die zitterlichen Hände reibend und ihn mit einem Ausdruck gut gehobelter Theilnahme anschauend.

„Ich weiß, Du hast Verluste gehabt.“

„Auch das.“

Er ist eifersüchtig auf Bodmann, sagte sie sich leise.

„Im Spiel? . . . das kann sich wenden,“ fuhr sie fort.

„Das nicht allein, — ich habe gestern meinen letzten

Anker verloren und bin nun vis-à-vis de rien — muß den Konkurs anmelden oder mich vergleichen. — Seine Durchlaucht mein Onkel Moritz hat mir nämlich gestern die Thüre gewiesen und sendet mir heute eine lumpige Anweisung auf fünfzehntausend Thaler,“ sprach er bitter. — „Ich habe die Summe angenommen . . . hier ist sie . . . behalte sie!“

Er warf einen Brief auf den Tisch, eine Anweisung auf eines der ersten Bankhäuser Berlins.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest zu Rothenburg an der Tauber.

(Bild S. 544 und 545.)

Rothenburg an der Tauber gilt als eine Perle der deutschen Städte und mit Recht. Seine Lage ist unvergleichlich schön und selbst eigenartig, sie erinnert an die wunderbare Lage Jerusalems. Rothenburg ist ein Stück verschwundener Herrlichkeit des deutschen Mittelalters, der Blüte der Reichsstädte. Heute todt und still, wie erstarrt und aus dem großen Strom des modernen Lebens ausgeschieden, bejaßt diese Stadt einmal sechs Quadrathundert Meilen Gebiet, sechs-tausend Einwohner und achtzehntausend Landunterthanen, ihr Reichthum war groß und ihre Stellung in Krieg und Frieden einst sehr bedeutend. Der Geist aus jener Zeit der Größe und des Glanzes umweht die Städtchen noch heute, aber vorbei sind die Zeiten, da Friedrich der Reiche, des dritten Konrad's Sohn und des Rothbarts Neffe, der „Dux de Rothemburg“ oder „das Kind von Rothenburg“, wie er auch genannt wird, auf der Burg allhier glänzenden Hof hielt und von hier aus mit dem Ohm gen Italien zog, um als der Erste auf dem Hochaltar der erstürmten Peterskirche — 1168 — sein Banner aufzuspflanzen; da die Kaiser und Könige des deutschen Reichs — Friedrich III., Maximilian I., Karl V., Ferdinand, Matthias — durch die Thore der Stadt einzogen, um einmal oder öfter, länger oder kürzer in ihr zu verweilen, da Senatus populusque Rothenburgensis nicht die Lehren waren beim Rathen und Thaten in weltlichen und geistlichen Händeln; da Rothenburg den Ton angab im Städte- und im Bauernkriege, und von ihm aus des letzten verheerenden Wogen sich über Franken wälzten — diese Zeiten liegen lang hinter uns. Und doch meinen wir mitten in ihnen zu wandeln, wenn wir die alte Stadt durchschreiten, denn das Aeußere Rothenburgs ist geblieben, wie es war, wie es vor 300 Jahren und noch früher gewesen: seine Gestalt ist nicht verfallen, man hat ihr kein neues Gewand übergezogen, das alte steht ihr noch so gut wie ehemals. Kein Stein fehlt in seinen Mauern, keine Zinne auf seinen Thürmen, es ist keine verfallene, sondern eine erstarrte Stadt, erstarrt, stille gekandert mitten am Tage, mitten im Leben, wie wir's nur von einer Stadt, von Pompeji, wissen. Wenn in stiller Sommernacht das Mondlicht voll und glänzend auf den alten Häusern, den schweigenden Plätzen liegt, dann meint man, man müsse an den hellen Fenstern der hochgiebligen Patrizierwohnungen die alten Herren und Frauen erscheinen sehen, die einst in ihnen ihr Wesen getrieben haben, und manch' rosiges Jungfrauen Gesicht schaut mit herab in die nächtliche Stille und wundernd sich, daß es drunten so schweigend geworden ist und nicht mehr Lautenschlag und Mandolinenslang zu ihm emporstößt; dann wird's lebendig von allerlei Geheimniß, und wer's versteht, kann dann Wanderer sein in dieser schlafenden, träumenden, untergegangenen Welt.

Auf allen Plätzen und Straßen und Gassen, vor allen Kirchen und Häusern treten die entschwindenden Jahrhunderte an Einen heran, unmittelbar, greifbar fast, leibhaftig, wie kaum in einer andern alten Stadt, selbst wie in Nürnberg, Danzig nicht; dort ist viel zu viel modernes Leben mit eingemischt, das nach und nach mit eingebungen. Rothenburg ist das deutsche Bräutchen, nur noch stiller und vergeßener als dieses. Gleich durch das prächtige Rathhaus werden wir an jene Berle Flanderns erinnert, einen Stadtpalais, dem an mittelalterlicher Pracht der Römer in Frankfurt weit nachsteht. 1572 haben es die Rothenburger zu bauen angefangen, zur selben Zeit, wo sie den gegen den Markgrafen Albrecht von Kulmbach zu Feld gezogenen Verbündeten 80,000 fl. Kriegsteuer zu zahlen hatten, ein Zeichen also, daß die Stadt reich und blühend gewesen wie nur irgend eine, die den Reichthum in Schilde führte. Alterthümliche Gebäude der verschiedensten Art umreihen das Rathhaus mit seinem hohen, schlanken Thurm und den Hauptmarkt, auf dem jenes steht. Dort, wo an seiner Südseite noch die künstlich gebauenen Steinschranken sich zeigen, ward das Blutgericht gehegt, als die Stadt das kaiserliche Landgericht an sich gezogen hatte und vor dem Areopag der Bürgergemeinde selbst die Unterthanen der benachbarten Fürsten die letzte Instanz anrufen mußten; hier am untern Eifer sah einst Kaiser Karl V., um die Huldigung der Bürgerschaft zu empfangen (1546), und dort auf einer dazu ausgeschlagenen Tribüne vor der „Herrentrinke“ im Jahr 1472 Friedrich III., als er den König Christian I. mit Holstein, Stormarn und Dithmarie belehnte. In jenem Gebäude war es, wo Tilly, während der Bürgermeister fortgegangen war, um den Scharfrichter für sich und seine Rathskollegen zu holen, den Altbürgermeister Rask dem Rettungstrunk aus dem mächtigen Polake thun ließ, der heute noch als Erinnerungszeichen in der Familie des Letzteren aufbewahrt wird. Es war selten, daß der finstere Feldherr zu einem Scherz gelaunt war, und am wenigsten zu Rothenburg, das ihm hartnäckig widerstanden hatte. Darum hatte er den Rath zum Tode verurtheilt. Als sie ihm aber den Ehrentrunke anboten, der weil sie auf den Henker warteten, kam's doch mit jener seltsamen Scherzluft über ihn, und Der, der niemals einen Rauch gebabt, verhielt Freiheit und Leben, wenn Einer es unternehmen würde, jenen Puppen auf Einen Zug zu leeren. Jener Rathsherr that es bis zur Nagelprobe, der Scharfrichter ward eilig abbestellt, und das Gähnen, wo sie ihm begegneten, um den schon mit dem Schwerte Nahenden wieder heimzuschicken, heißt das „Freudengähnen“ bis auf den heutigen Tag.

Die Zeit naht jetzt, wo in Rothenburg im Rathhaus die Begebenheit als eine Art patriotisches Festspiel aufgeführt werden wird. Das Theaterstück, welches diesen historischen Vorgang behandelt, ist von einem Rothenburger verfaßt und nur Rothenburger treten darin auf. Wenn diese dramatische Darstellung Anklang findet, soll sie dreimal wiederholt werden. Die seltsame, interessante Stadt wird dann viele Fremde anziehen.



Physikalische Experimente ohne Apparate.

(Fortsetzung.)

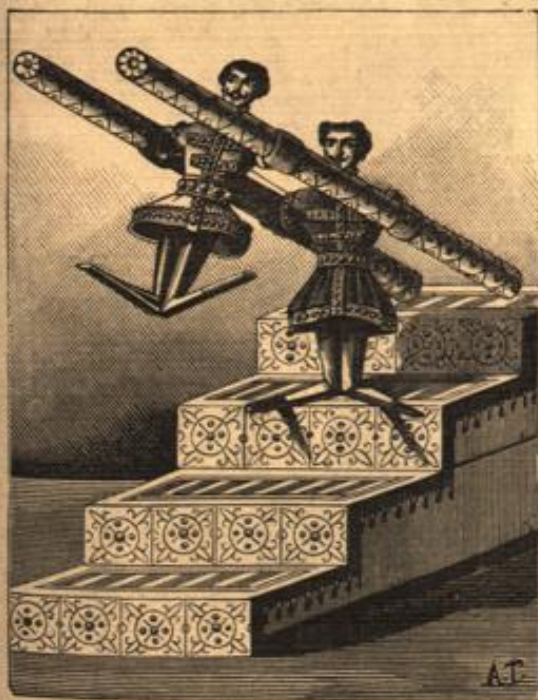
Auch bezüglich des Gleichgewichts lassen sich eine Anzahl fropanter Experimente ausführen ohne andere Hilfsmittel, als sie jedes Haus bietet. Abbildung 6 stellt eines der hübschesten unter denselben vor. Man stellt zwei Gabeln einander gerade gegen-



6

über in einen Korkpfropf, den man auf den Halsrand einer Flasche stellt. Dieser Pfropf und die beiden Gabeln bilden eine kombinierte Figur, deren Schwerpunkt oberhalb ihres Stützpunkts liegt, und man kann nun die mit Flüssigkeit gefüllte Flasche neigen, ohne daß die darauf gestützte Figur das Gleichgewicht verliert. Die Vertikale des Schwerpunktes geht durch ihren Stützpunkt, die Gabeln schwingen mit dem Pfropf, der ihnen zum Stützpunkt dient, mit; doch steht die ganze bewegliche Figur weit fester, als man meinen sollte. Es ist dies ein Experiment, mit dem Taschenspieler häufig als Kunststück zu verblüffen pflegen.

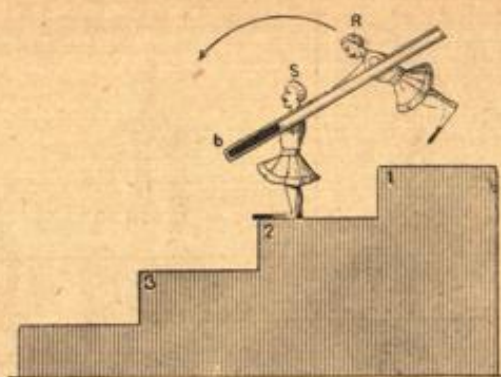
In physikalischen Kabinetten wird man oft dadurch überrascht, daß man hölzerne Cylinder oder Walzen ohne äußeren Anstoß sich in schiefer Ebene aufbauen sieht. Die Verwunderung über diese Erscheinung hört auf, sobald man weiß, daß sich der Schwerpunkt



7

des Cylinders in Folge des darin eingelassenen Bleies an dem einen Ende desselben befindet. Das dieser Erscheinung zu Grunde liegende Prinzip kommt in sehr hübscher Weise in einem vielbekannten Kinderspielzeug zur Anschauung, dessen Abbildung wir in seinen verschiedenen Bewegungsphasen Nr. 7 und 8 geben. Mit einigem Aufwand an Geschicklichkeit läßt sich diese niedliche Spielerei auch selbst verfertigen. Sie besteht in zwei Olie-

männchen, welche sich um ihre Achse drehen, die je einem von zwei parallel gestellten, mit Quecksilber gefüllten Cylindern an-



8

gepaßt ist. Steht die Figur wie auf Abbildung 7, das heißt so, daß das Quecksilber sich im hintern Theil des Rohres befindet, so bleiben die Püppchen unbeweglich, beugt man jedoch das Männchen 8 derart, daß es die zweite Stufe der kleinen Treppe berührt, wie es Figur 8 darstellt, so sinkt das Quecksilber zum andern Ende des Cylinders oder der Röhre; indem so der Schwerpunkt plötzlich verlegt wird, vollzieht die Puppe K eine rasche Stellungsänderung in der durch den Pfeil angedeuteten Richtung, so daß sie auf die Staffel Nr. 3 zu stehen kommt. Das Quecksilber schiebt herab, der Schwerpunkt wird wieder verlegt und die andere Figur macht den Sprung. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich an den Puppen 8 und K so lange es Stufen niederzusteigen gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Spiel.

Ball mit Freistätten (Base ball).

Der Ball mit Freistätten vertritt in England unsern deutschen Laufball. Die Spieler theilen sich in zwei Parteien von gleicher Zahl: die Schlagenden und die Dienenden oder Werfenden. Erstere werden als die Bevorzugteren betrachtet. Der Fehler, welchen sich ein Einzelter zu Schulden kommen läßt, zieht seiner ganzen Partei dasselbe Geschick zu. Der Einsinker (Ballzumerfer), der zu den Dienenden gehört, steht fünf bis sechs Schritte vom Schläger entfernt und wirft diesem den Ball in einem flachen Bogen zu. Vom Schlagmale, das durch eine Bogenlinie festgestellt ist, wird der Ball geschlagen. Statt der Lauf- und Fangmale sind seitwärts so viel Freistätten mit Stäben bezeichnet, als Mitspielende der einen Partei vorhanden sind. Das Schlagmal gilt ebenfalls als ein Freistätte. Sie sind zehn bis zwölf Schritte von einander entfernt. Der Schläger darf drei Schläge thun; ist der Ball über das Mal hinausgeschlagen oder sind alle drei Schläge erfolglos ausgeführt worden, so muß der Schläger durch alle jene abgesteckten Plätze nach und nach fortlaufen, bis er wieder nach dem Schlagmale zurückkommt. Die Mitglieder der Gegenpartei haben sich in den Zwischenräumen der Freistätten aufgestellt, suchen den Ball rasch zu ergreifen und einen laufenden Schläger damit zu werfen. An jedem Freistätte darf der Schläger ruhen, sobald noch ein Anderer seiner Partei am Schlagmale zum Schlagen bereit ist; es darf nur so lange gelaufen werden, bis der Ball wieder in's Schlagmal zurückgelangt ist. Sobald letzteres geschehen, darf der laufende Schläger nur dann noch bis zum nächsten Freistätte laufen, wenn er bereits über die Hälfte des Zwischenraums zurückgelegt hat; im andern Falle muß er an das vorige Freistätte zurück. Ferner muß er beim Laufen jedes einzelne Mal mit der Hand berühren; vergißt er eines derselben und wird dieß von einem der Gegenpartei bemerkt, so kann dieser sich den Ball geben lassen und damit die übersehene Freistätte werfen. Sie ist dann „verbrannt“ und die Partei der Schläger hat ihr Amt verloren. Das Anwerfen an die Freistätte geschieht aber so, daß der Ball den Stab nur streift und dann möglichst weit nach fortfliegt. Zugleich ruft der Werfende: „Herein!“ und Alle seiner Partei müssen in's Mal laufen. Wird bei dieser Gelegenheit der Ball wieder von den Schlägern gefangen oder aufgenommen, so steht diesen das Recht zu, sofort nach den zum Male Gekommenen zu werfen; treffen sie Einen derselben, so werden die Rollen abermals gewechselt. Der Ball darf von den zum Male Gekommenen nie mit in das Schlagmal genommen werden; hat also ein Dienender denselben gefangen, so ruft er: „Herein!“, läuft mit seinen Kameraden nach dem Schlagmale und wirft erst kurz vorher den Ball über den Kopf zurück. Letzteres ist deshalb festgestellt, damit der Ball nicht zu weit geworfen werden kann. Wenn beim Auslaufen ein Schläger an ein Freistätte kommt, an welchem noch ein anderer Schläger steht, so muß der Letztere entweder vorwärts zum nächsten Male, im Fall dieß frei ist, oder der Ankommende muß wieder nach seinem vorherigen Male zurück.

Kinderräthsel.

Die beiden Ersten fangen Mänschen
Mit ihren Leuten weich und fein.
Das Ganze ist ein holdes Mänschen
Und wächst im Feld am grünen Reim.

Auf fürstlichen Befehl.

Eine wahre Geschichte

von

Marie von Schlaegel.

(Schluß.)

Endlich ward das Zeichen zum Aufbruch in's Speisezimmer gegeben, da öffnete sich die hohe, vergoldete Flügeltür und: „Herr Baron von Mehring“ meldete der dienstthuende Kammerdiener.

Diana hatte die Augen rasch auf ihre Arbeit gesenkt; als sie dieselben fast schüchtern hob, trafen sie auf ein anderes Augenpaar, das mit dem Ausdruck fast feierlicher Bewunderung an ihr hing.

Tiefe Röthe überflutete ihr zartes Antlitz, da näherten sich rasche Schritte und die Stimme des Herzogs, der den Freund begrüßte und vorstellte, überdönte das Rauschen und Brausen in ihren Ohren. Ehe sie wußte, wie ihr geschah, hatte sie sich mechanisch erhoben; ihr Arm wurde in einen andern, dunkel umhüllten gelegt, und wie im Traum vernahm sie eine weiche, klangvolle Stimme, welche in seltsam fibrirendem Ton sagte:

„Gestatten Sie mir, Baronin, Sie zu Tische zu führen.“

Es waren nur einfache, oft gehörte Worte, allein in Diana's Herzen tönten sie fort, wie der Wiederhall einer fernen Glocke, und willenlos folgte sie dem Fortschreitenden.

Dieser Abend ward ein Wendepunkt in Diana's bisher so friedlichem Dasein. Zum ersten Mal im Leben trat ein Mann an sie heran, der Alles in sich vereinigte, was das Weib vom Manne träumen mag, ein Mann, der ihr imponirte, ohne dieß zu beabsichtigen, der an Schönheit, Geist und Wissen alle anderen weit überragte, und der doch bescheidener war, als einer von diesen allen. — Und die Augen dieses Mannes hingen an ihrem Antlitz, wie die Biene am Blumenkelch, jeder seiner leuchtenden Blicke sagte ihr, wie schön sie sei, und jedem seiner Worte antwortete der wilde Herzschlag ihrer jungen Brust.

Wie der Abend verfloß, Diana hätte es nicht sagen können, sie träumte, bis die Wirklichkeit sie mit rauher Hand aufschreckte aus ihrer Verirrung. Als sie den letzten der leuchtenden Blicke empfing, als das letzte Wort vor ihrem durstig lauschenden Ohr verklungen war, lehnte sie sich in ihre Sänfte zurück, an welche Baron Mehring sie hinabgeleitet hatte, und preßte beide Hände auf ihre heißen Augen, ihr stürmisch pochendes Herz.

Wie eine Kranke betrat sie die Wohnung ihres Vaters. Eine schwere Zeit, reich an Kämpfen und Schmerzen, zog nun für Diana herauf. Sie wollte der neuen, seltsamen Macht nicht unterliegen, das schöne, sündige Gefühl nicht Herr werden lassen über sich; sie wollte bleiben, was sie gewesen war, stolz, keusch, unnahbar — auch in Gedanken.

Aber wer, den die wahre, die einzige Liebe ergriffen, hätte vermocht, ihr zu widerstehen? Ihren Verlockungen und Verheißungen vielleicht, aber nicht dem süßen, gewaltigen Zauber, der alle Gedanken und Sinne beherrscht. Diana vermochte es wohl, Herrin ihrer Handlungen und Worte zu bleiben; über das heiße, stürmische Herz hatte sie keine Gewalt; es machte alle Rechte der Jugend mit einem Male geltend und verwandelte das junge, ahnungslos ihr Leben genießende Wesen zu einem bewußten, glühenden, aber willensstarken, hoheitsvollen Weibe.

Wohl merkten ihre Umgebung, ihr Gatte die Veränderung, die mit Diana vorging, aber Niemand ahnte, was diese bewirkt haben mochte; vielleicht schrieben sie sie ihrer mit den Jahren fortschreitenden natürlichen Entwicklung zu; — Alle, nur Zwei nicht, und das war der Herzog und der Baron Mehring selber; der Herzog, weil er eine große, seltene Menschenkenntniß und Beobachtungsgabe besaß, wo sein Interesse einmal erwacht war, und der Baron, weil sein Herz zum ersten Mal im Leben so laut und vernehmlich sprach, wie nie zuvor.

Das stete Zusammentreffen bei Hofe, dem Diana sich nicht entziehen konnte, ohne aufzufallen, wie die nothwendige Geselligkeit im eigenen Hause, die ihr oft leidender Gatte dem Ausgehen vorzog, wurden eine Quelle von Qual und Genuß für die junge, tapfer kämpfende Frau. Oft, wenn sie einen jener köstlichen Abende im engen Hofkreise zugebracht, welche seit Mehring's Anwesenheit an Inhalt und Bedeutung ganz andere geworden waren, rang sie zu Hause in ihrem Gemach die Hände wund, dann wünschte sie, sie hätte ihn nie gesehen, oder er möchte fortgehen auf seine Güter, auf Reisen, irgendwohin, nur fort; weit fort, am liebsten auf Nimmerwiederkehr. . . . Malte sie sich aber dann aus, wie es sein würde, wenn er wirklich gegangen wäre, dann schien ihr, als verdunkelte sich ihr ganzer Lebenshimmel, als gähne trostlose Leere und Debe sie an, wo sie doch bisher so friedlich, glücklich gewesen war, als sei es unmöglich, weiterzuleben, zu atmen, zu denken, wenn er nicht mehr in ihre Augen sähe.

Diana ward bleicher und ihre Augen umgaben sich mit dunklen Schatten; sie fühlte sich zuletzt krank von all' dem Ringen und Kämpfen, und oft war ihr, als gäbe es nur ein einziges Rettungsmittel aus all' der Noth: — sie wollte sich in die Arme ihres Mannes werfen, ihm Alles gestehen, und ihn bitten, sie fortzunehmen aus einer Umgebung, wo



Bartholomäuskirche



An der Spital-Barke



ROTHBURG.



Pauluskirche



Die Jakobskirche



Willers Thurm



An der Schmiedgasse



St. Michael



Trachten v. d. Gefr. u. Rittersburg



Trachten v. d. Gefr. u. Rittersburg



St. Michael



Herrlichbrunnen

ihnen Allen nur Unheil emporwuchs. Aber ein Blick auf das bleiche, kränkliche Gesicht ihres Gatten, seine immer leidender erscheinende Gestalt benahm ihr all' ihren künstlerischen Muth.

Endlich kam ihr doch ein rettender Gedanke. Die Kränklichkeit ihres Gatten sollte den Grund abgeben zu allmählichem Zurückziehen vom Hofe, womöglich ganz aus seiner Charge. Dann konnten sie heimkehren auf Klammed's sächsische Güter und dort würde sie vielleicht wieder Ruhe finden für ihr müdes Herz.

Erst mit zarten Anspielungen, dann immer deutlicher suchte Diana auf ihren Gatten einzuwirken, aber sie entdeckte dabei plötzlich eine Eigenschaft an demselben, die ihr bisher entgangen war — ihr Mann war ehrgeizig und eitel. Vielleicht war er es in der Hofluft erst geworden. Seine Kränklichkeit, so sichtlich sie stets gewesen und so hinderlich sie ihm neuerdings oft wurde, leugnete er immer unwillig ab, und an ein Aufgeben seiner Charge dachte seine Seele nicht. Er war Hofmann durch und durch, und Diana mußte mit Bekümmerniß einsehen, daß von ihrem Gatten auf diese Weise ihr keine Hilfe komme. Sie wußte endlich nicht mehr, ob sie sich über den Fehlschlag ihrer Hoffnungen grämen oder im Herzen triumphiren sollte.

Unter Weh und Wonne vergingen die Monate und die Zeit der großen Jagden kam heran. Der Jägermeister war mit Geschäften überhäuft und mußte seine junge Frau viel allein lassen. Zuletzt verzeigte auch die Herzogin auf einige Zeit, und mit Freuden begrüßte Diana endlich die Gelegenheit, sich mehr zurückziehen zu können und der Gesellschaft auszuweichen.

Es war an einem milden, nebelverhüllten Herbsttage. Der Jägermeister war mit dem Herzog auf eines von dessen Jagdschlössern in der Nähe gefahren, um den Schaden anzusehen, den ein plötzlicher Orkan in der letzten Nacht angerichtet hatte, und Diana sah ein paar einsame, ungestörte Stunden vor sich, in denen sie ausruhen wollte von den Stürmen ihres Herzens, wie die Natur auszuweichen schien von jenem verheerenden Sturm.

Als es dämmerig wurde, ließ sie die Jalousien in ihrem Boudoir schließen, ein Holzfeuer im Kamin anzünden und befahl, sie ungestört zu lassen, bis sie selber das Zeichen dazu geben würde.

In einem weiten Uebertwurf aus dunkelrother Seide gehüllt, dessen offene Ärmel ihre herrlichen Arme frei ließen, das gelöste Haar in natürlichen Ringeln um ihre Schultern, lehnte Diana in einem weichen Divan am Kamin und starrte träumerisch in das Spiel der flackernden Flamme. Ihre Hände ruhten in ihrem Schooß und ihre feinen Finger drehten einen Goldreiß hin und her. Aber ihre Gedanken waren nicht bei Dem, der ihr diesen bindenden Reiß einst angestekt, sie irrten weit ab, zu einem Andern, der, unerreichbar für sie, doch ihr ganzes heißes Herz in seiner Hand hielt. Und ihre Lippen lächelten, als sie seiner gedachte. Sie hörte, ihrem Traum hingegeben, nicht, daß feste, leichte Schritte durch den Vorraum kamen, nicht, daß die Thür sich lautlos öffnete und die schwere Sammetportiere ebenso geräuschlos wieder zusammenfiel. Sie sah auch nicht auf, als bis plötzlich eine Männergestalt zu ihren Füßen kniete, zwei Hände die ihrigen mit schmerzhaftem Druck erfaßten und ein paar bärtige Lippen halb stöhnend, halb jubelnd flüsterten:

„Diana! Diana!“

Als sei ihr Traum Wahrheit geworden, starrte sie auf den Knieenden, dann sank ihr Haupt geisterbleich an das Polster zurück und ihre Gestalt erschauerte wie im Fieber.

„Bodo — Baron Mehring!“ weiter brachten ihre bebenden Lippen nicht hervor.

„Diana, süßes Weib, verzeihen Sie mir, aber lassen Sie mich zu Ihren Füßen!“ bat er und preßte ihr Gewand an seine Lippen. „Ich habe zu lange gelitten, ich ertrage es nicht länger! Ich liebe Dich, Diana — hörst Du mich denn nicht? Ich liebe Dich!“

Entzückt schaute er zu ihr empor.

Aber Diana regte sich nicht. Ihre krampfhaft verzogenen Lippen bebten, große Thränen traten in ihre Augen und rannen langsam über die bleichen Wangen.

„Gott, mein Gott!“ stöhnte sie.

Erschreckt schaute der schöne junge Mann, der noch immer vor ihr kniete, sie an. Dann stand er auf und bettete sanft ihr Haupt an seine breite Brust.

„Hab' ich Dich erschreckt, mein armes Weib!“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Innigkeit, „zürst Du mir? Liebst Du mich denn nicht?“

Allein sie rang sich los und machte sich gewaltsam von seinen Armen frei, daß er bestürzt einen Schritt zurücktrat. Dann faltete sie die Hände und schaute ihn mit stehenden Augen an.

„Bodo, Du weißt, daß ich Dich liebe — daß ich Dich mehr liebe als mein Leben, meine Seligkeit! — Warum tust Du mir dieß an?“

Sie wunderte sich nicht, daß er sie Du nannte, sie nannte ihn selber Du und bei seinem Namen, als sei es nie anders gewesen, obgleich nie zuvor ein Wort der Liebe zwischen ihnen gefallen war.

„Weil ich Dich sehen mußte; ich ertrug die Pein nicht länger.“

„Ich bin dein Weib, Bodo! Kannst Du das verfehlen!“

„Wollte Gott, ich könnt's!“ rief der Baron voll Bitterkeit, „sprich nicht von dem Verhassten.“

„Schweig!“ Er ist besser als wir, er zweifelt nicht an seinem Weibe, nicht an dem Freunde — Bodo, wir sind schlecht!“

„Rein, Diana, nur unglücklich und elend!“

Er warf sich neben dem Divan nieder und verbarg sein Gesicht, doch seine ganze Gestalt zuckte wie im verhaltenen Weinen.

Diana sah ihn an, als bräche ihr eigenes Herz. Plötzlich kniete sie neben ihm nieder und nahm sein dunkles Haupt in ihre Arme.

„Ja, Bodo, wir sind elend, grenzenlos elend,“ flüsterte sie. „Aber laß uns nicht verächtlich vor uns selber werden. Sieh, ich liebe Dich ja,“ fuhr sie fort, und ein begeistertes Lächeln verklärte ihr Gesicht; „ich liebe Dich mit jedem Blutstropfen, jedem Gedanken. . . Aber ich bin dein Weib. . . darum mußt Du gehen und diese Stunde vergessen. . . Geh fort!“

„Geh fort und komm' nie mehr hieher zurück. Rette uns vor uns selber! — Komm!“ und sie hob sein Haupt auf, lehnte es an ihre Schulter und versenkte ihre Blicke in die seinen, „Küsse mich, und dann geh!“

Und dann lagen sie sich in den Armen und umklammerten sich mit der ganzen Kraft der Liebe und der Verzweiflung.

„Und nun geh, Bodo, geh!“

Sie drängte ihn gewaltsam von sich, und entfloß seiner Umarmung. Auf der Schwelle des Nebenzimmers wandte sie sich noch einmal um, und breitete mit einem halb erstikten Schrei die Arme aus:

„Leb wohl!“

Dann verschwand ihre Gestalt. Mehring starrte ihr nach und verließ, wie ein Trunkener oder Todtkranker umhertaumelnd, das Gemach.

Der Herzog kehrte spät in der Nacht mit seinem Jägermeister zurück. Am andern Morgen wurde der Leibarzt des Fürsten zu Baron Klammed beschieden. Er fand den Gatten Diana's nicht unbedenklich erkrankt.

Wochenlang lag der Jägermeister schwer krank da; nieder, und seine Gattin pflegte ihn mit der unermüdlichsten Geduld und Hingebung. Alle waren ihres Lobes voll, am meisten der Leibarzt selbst.

„Sie ist ein Engel, Heiligkeit!“ rief er oft begeistert aus, „ein wirklicher, lebhafter Engel.“

Wie seinen Engel betrachtete sie auch ihr Gatte. Sie war es, die ihm Tag und Nacht den fieberstillenden Tranke reichte, seine Rippen glättete und mit gespannter Aufmerksamkeit seinen unruhigen Schlaf bewachte. Wenn er dann aufwachte und ihr mit müdem Blick dankte, legte es sich wie Balsam auf ihr wundtes Gemüth und etwas wie Frieden zog allmählich wieder in ihre Seele ein. Tiefes Mitleid mit dem Leidenden erfüllte sie; sie kannte seine warme, wenn auch ruhige Liebe zu ihr und beklagte ihn, weil sie nicht im Stande war, sie zu erwidern.

Baron Mehring sah sie nicht mehr; er hatte sich auf sein Stammgut zurückgezogen.

So verging dem jungen Paar der Winter ziemlich still und einsam, da der Jägermeister wenig Besuch empfangen konnte. Die Macht seiner Krankheit war zwar bald gebrochen gewesen, aber ein altes Leiden, das in seiner Familie erblich war, trat darnach nur beängstigender hervor.

Der Herzog zeigte sich in dieser Zeit als wahrer Freund. Unermüdlich besuchte er den Kranken und vertrieb ihm durch seine unverwundlich gute Laune manche trübe Stunde. Diana's frohes Lächeln, mit dem sie ihn stets empfing, bewies ihm, wie dankbar sie ihm für die ihr dadurch erwachsende Erleichterung war. Wenn sie es möglich machen konnte, ließ sie die Herren gern allein; doch der Herzog suchte sie besonders in neuerer Zeit auf jede denkbare Art im Zimmer zu fesseln. Wenn er dann plauderte, ruhte sein forschender Blick oft durchdringend auf ihren etwas müden, aber ruhigen Zügen, als wünsche er auf dem Grunde ihrer Seele zu lesen.

Der Herzog konnte ein glänzender Gesellschafter sein, wenn er sich gerade in der Laune dazu befand; doch so angenehm er sich zu machen wußte, so sehr war er im Stillen gefürchtet wegen seiner scharfen Zunge, die nichts schonte. Nur in Diana's Gegenwart zügelte er sie in Etwas; doch ersparte er ihr nichts, was ihm von der Chronique scandaleuse nur irgend bekannt wurde.

Seit einiger Zeit war es der Name des Barons Mehring, der in seinen Reden immer häufiger wiederkehrte und er beklagte sich öfter über diesen unruhigen Patron, den es niemals lange an einem Orte dulde. Man höre allerlei dunkle Gerüchte von neuen großen Reisen, als ob es an den früheren nicht längst genug sei. Bei allen seinen Mittheilungen über den anscheinend sehr von ihm geliebten Freund beobachtete der Herzog die junge Frau zwar nur ganz verstohlen, aber scharf und unablässig, als liege ihm daran, ihre geheimsten Gedanken zu erforschen; allein Diana war klug genug, um den Herzog zu errathen und auf ihrer Hut zu sein. Im Verkehr mit Mehring hatte sie sich nichts vorzuwerfen gehabt, und sich niemals kompromittirt, ebensowenig wie der Baron selbst, machte der Herzog sich immerhin seine eigenen Gedanken machen — von jener einen unseligen glücklichen Stunde konnte er ja nichts wissen. So blieb Diana ruhig bei Allem, was sie hörte, und ob ihr Herz auch noch so wild und stürmisch pochte, ihre Züge verriethen nichts. Was sie im Stillen litt, wenn sie daran

dachte, daß Bodo wieder in ferne, halb wilde Länder gehen wollte, vielleicht auf Nimmerwiederkehr, das begrub sie im tiefsten Grunde ihres Herzens.

Als der Herzog eines Tages wieder neben dem Divan seines leidenden Freundes saß, sagte er plötzlich ohne alle Vorbereitung und Diana scharf fixirend:

„Es scheint, als solle ein neues Gerücht bezüglich unseres gemeinschaftlichen Freundes alle anderen Lügen strafen — ich höre nämlich aus guter Quelle, Mehring denke nicht mehr an's Fortgehen; es sei ein Magnet entdeckt, dessen Anziehungskraft vielleicht im Stande wäre, den Wanderlustigen an die Scholle zu fesseln. . .“

Diana erblickte bis in die Lippen unter dem prüfenden Blick des erbarmungslosen Herzogs; sie fürchtete, ihr heiligstes Geheimniß sei nun doch verrathen, und einen Augenblick lehnte sie den Kopf an die Polster des Sessels, wo sie gewöhnlich um diese Zeit an der Seite ihres Gatten saß; denn das ganze Zimmer schien sich mit ihr im Kreise zu drehen; doch da erklang wieder die etwas harte Stimme des Herzogs, der, jedes Wort betonend, fortfuhr:

„Man spricht nämlich davon, Mehring gedente sich mit Fräulein von St., seiner Gutsnachbarin, zu verloben.“

Regungslos, mit weit offenen Augen starrte Diana ihn an, als habe sie nicht recht gehört; zum ersten Mal war sie nahe daran, ihre Selbstbeherrschung einzubüßen. Doch sagte sie sich gewaltsam und sagte, als ihr Gatte einige Worte des Interesses geäußert hatte, mit etwas bedeckter, aber völlig fester Stimme:

„Es würde uns, wie alle seine Freunde, aufrichtig freuen, wenn Baron Mehring eine glückliche Wahl getroffen hätte; auf seinen Gütern hofft man gewiß längst auf eine gütige Herrin.“

„Natürlich!“ entgegnete der Herzog, „es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist! Eine junge Gattin wäre das unfehlbarste Mittel, diese reiche Kraft unserem Lande zu erhalten.“

Eine halbe Stunde lang war über dieß Thema hin und her gesprochen; dann verabschiedete sich der Herzog. Als er seinen Wagen bestieg, murmelte er halblaut vor sich hin:

„Dieß Weib ist nicht bloß ein Engel — sie ist eine Heldin!“

Diana hatte bald Gelegenheit, diese beiden Eigenschaften auf's Neue zu betheiligen; im Beginn des Frühlings erlitt ihr Gatte einen schweren Rückfall in seiner Krankheit und nun hatte der geschwächte Körper keine Widerstandskraft mehr; der Jägermeister ging langsam, aber unabwieslich seiner Auflösung entgegen.

Unermüdlich und aufopfernd stand Diana dem Leidenden zur Seite. All' ihr Denken und Handeln ward durch ihn in Anspruch genommen. Und als er nach wochenlangem Kampf endlich sanft in ihren Armen einschlief, war sein letztes Wort ein Segenswunsch für sein treues Weib.

In tiefster Zurückgezogenheit betrauerte Diana den Gatten; und so wahr und aufrichtig war ihre Betrübniß, daß die wenigen Freunde, denen sie erlaubte, ihre Einsamkeit zu unterbrechen, selber gestanden, sie hätten nicht geglaubt, daß diese junge, schöne Frau den kränklichen, eigentlich doch durch nichts ausgezeichneten Gatten so sehr geliebt habe.

Nur der Herzog sah scharfer. Er glaubte zu durchschauen, wie viel anderer Kummer in den Schmerz der Wittve gemischt war und daß nicht alle ihre Thränen dem verlorenen Gatten galten, und es schien ihm ein boshaftes Vergnügen zu bereiten, durch allerlei Andeutungen den Stachel noch tiefer in das wunde Herz Diana's zu drücken. So oft er kam, immer wußte er irgend etwas zu erzählen, wobei unmerklich Bodo's Name mit einfloß, und meistens gipfelten seine Mittheilungen in der Bestätigung des früheren Gerüchtes, Mehring gedente sich baldigt zu verheirathen. Diana verrieth durch nichts, was in ihr vorging, nur daß sie sich noch tiefer in ihre Einsamkeit und Wittventrauer begrub.

Seit dem Tode des Jägermeisters waren zwei Monate verflossen; Diana hatte ihre Wohnung noch nicht verlassen und sich auch hartnäckig geweigert, mehr Besuch zu empfangen. Nur der Herzog, der sich nicht abschrecken ließ, unterbrach öfter als sie wünschte ihre Zurückgezogenheit.

Der Sommer war unterdeß in's Land gekommen, Wälder und Felder grüntem und der Duft blühender Bäume zog in das Gartensfenster, an welchem Diana halb liegend die milde Abendluft genoß. Ein schwarzes, klösterliches Gewand umschloß eng ihre herrlichen Glieder und die Wittwenhaube mit der tiefen Schneppe machte die durchsichtige Blässe ihres Gesichtes nur noch auffallender. Sie hielt die Hände im Schooß gefaltet und sah träumerisch über die Baumwipfel hinweg in's Weite.

Da trat der Herzog unangemeldet wie gewöhnlich, bei ihr ein. Er schien in ganz besonders guter Laune, denn sein noch immer hübsches Gesicht sah sehr heiter aus, und sein Schritt war elastischer als je.

Ritterlich küßte er Diana's Hand und hinderte sie dadurch, sich zu erheben, dann zog er einen Sessel neben zu und begann zu plaudern.

„Errathen Sie,“ sagte er endlich, „daß mein heutiger Besuch einen bestimmten Zweck hat?“

Als Diana ihn fragend ansah, fuhr er fort:

„Meine Gemahlin nämlich schickt mich zu Ihnen, da

mit sie sicher ist, daß meine Botschaft Sie auch erreicht. Sie ist etwas leidend und hat große Sehnsucht nach Ihnen, schöne Frau; ich soll nicht eher gehen, ehe Sie mir versprochen haben, heute Abend den Thee mit uns zu nehmen."

Diana erschauerte schüchtern.
"Verzeihung, Hoheit, daß ich bitten muß, mich noch zu dispensieren," sagte sie hastig, "meine tiefe Trauer..."
"Ihre Trauer erkenne ich vollkommen an und glaube sie zwei Monate lang gebührend geehrt zu haben!" rief der Herzog ungeduldig. "Sie sind zu jung, um sich lebendig zu begraben! Meine Gemahlin rechnet sicher auf Ihre Zusage."

"Und doch, Hoheit, muß ich unterthänigst bitten..."
"Auch nicht, wenn ich Ihnen für heute Abend eine besondere Ueberraschung verspreche?"

"Auch dann nicht, Hoheit."

"Sind Sie denn kein Weib und nicht neugierig?"

Diana lächelte schmerzlich.

"Hoheit kennen meine Stimmung — ich passe nicht zur heiteren Geselligkeit — meine Trauer."

"Ach was Trauer! sagen Sie lieber mein Eigensinn! Mir reden Sie nicht ein, daß Sie allein um dieses guten Jägermeisters willen dem Leben entsagen wollen."

"Hoheit!"

Entsetzt war Diana emporgefahren.

"Ich weiß, was ich sage, und auch, daß Andere allmählich ebenfalls mißtrauisch werden dürften... Schon um Ihrer selbst willen müssen Sie anfangen, sich wieder unter Menschen zu zeigen."

Diana hatte sich gefaßt. Stolz und voll weiblicher Würde entgegnete sie:

"Was Andere denken, erreicht mich nicht, Hoheit. Mein Gatte würde mich nicht tadeln."

Allein nun war des Herzogs Geduld erschöpft. Er stand auf und richtete sich zu seiner ganzen stattlichen Höhe empor:

"Meine Gemahlin ladet Sie zum Thee ein — Sie weigern sich — so hören Sie: Frau Baronin von Klammed ist von den Allerhöchsten Herrschaften auf heute Abend acht Uhr zum Thee im engeren Girkel befohlen und hat mit Ablegung der Wittwentrauer in Weiß zu erscheinen."

Dann verneigte er sich mit der ganzen Würde, die er sonst nur in der Doffentlichkeit entfaltete, und verließ das Zimmer.

In großer Bestürzung blieb Diana zurück. Doch zu genau vertraut mit dem Parket des Hofes, wußte sie, daß ihr nun nichts Anderes mehr übrig blieb, als sich zu fügen. Einen Augenblick noch sah sie sinnend da, dann erhob sie sich, um ihre Kammerjose zu rufen. Als diese erschien, wurde ihr zu ihrer unglücklichen Ueberraschung mitgeteilt, sie habe das weiße Seidenkleid, welches in keiner Garberobe einer Dame von Stande fehlen durfte, in Bereitschaft zu halten und ihre Herrin zum Thee bei den Allerhöchsten Herrschaften anzukleiden.

Als Diana nach beendigter Toilette vor dem Spiegel stand, sah sie sich selber an wie eine völlig Fremde. Nicht mehr die trauernde Wittwe, eine wundervolle, nur etwas bleiche Mädchenerscheinung lächelte ihr aus dem hohen Spiegel entgegen.

"Wie eine Braut, es fehlen nur Kranz und Schleier!" rief die entzückte Jose, als der Wagen ihre Herrin nach dem fürstlichen Schlosse fortgeführt hatte.

Als Diana dort eintraf, war bereits der bekannte kleine Girkel um die Fürstin vereinigt. Mit liebenswürdiger Huld empfing diese ihren bevorzugten Günstling.

"Also Gewalt muß man brauchen, wenn man etwas von Ihnen erreichen will, schöne Eigensinnige!" scherzte der Herzog, als er sie begrüßte. "Gut, daß man es nun weiß, um seine Maßnahmen darnach zu treffen."

Zuerst war die junge Wittwe doch etwas befangen, trotz aller Huld, mit der man ihr entgegen kam; der Gegensatz zwischen heute und den vergangenen Wochen war zu scharf und unvermittelt gewesen. Ueberdies glaubte sie zu bemerken, daß man für einen "engern Girkel" sehr große Toilette gemacht hatte, und es schien ihr, als sei die Stimmung, wenn auch animirt, doch feierlicher, als sonst bei diesen Gelegenheiten. Diese Befangenheit jedoch ließ sie nur noch mädchenhafter erscheinen und gab ihr dadurch einen neuen, besondern Reiz.

Sie sah wieder zur Seite der Herzogin auf ihrem gewohnten Labouret und lauschte deren freundlichen Worten, doch der Druck, der auf ihrem Gemüth lastete, wollte nicht von ihr weichen. Vielleicht lag dieß auch an dem Benehmen des Herzogs, der sich in einer sichtlichen, obsohen angenehmen Aufregung zu befinden schien und nicht ruhig auf seinem Platz bleiben konnte. Er blickte auch wiederholt nach der Thüre und lauschte, als ob er auf etwas warte.

Endlich ertönte draußen der silberne Klang einer Glocke und wie auf ein gegebenes Zeichen erhoben sich alle Anwesenden von den Sätzen. Einer der Kammerherren des Herzogs erschien in der geöffneten Flügelthüre und machte dem Herzog leise eine Meldung. Dieser wandte sich zu Diana, die erstaunt aufblickte und sagte, schallhaft lächelnd:

"Ich hatte Ihnen eine besondere Ueberraschung für heute Abend zugebacht, und obschon dieselbe Sie wenig zu interessieren schien, muß ich doch mein Wort einlösen — darf ich um Ihren Arm bitten?" — Die Frau Herzogin gerubten schon mit dem Hofmarschall sich voraus zu begeben."

Wirklich hatte die Fürstin bereits den Vortritt genommen. Willenlos folgte Diana am Arm des Herzogs. Als man

sich jedoch am Speisesaal vorüber in die Treppengalerie begab, fragte Diana befremdet:

"Wohin führen Hoheit uns?"

"In die Schloßkapelle," entgegnete der Herzog ruhig, "um einer Trauung beizuwohnen."

Eine Trauung zu so ungewöhnlicher Stunde! Diana wußte nicht, was sie davon denken sollte.

"Wer sind die Glücklichen?" fragte sie leise, fast zaghaft. Ehe der Herzog antworten konnte, standen sie bereits vor der geöffneten Kirchthüre. Gedämpftes Kerzenlicht floß ihnen entgegen und wie aus weiter Ferne tönte eine leise, liebliche Musik.

Der Fürst zog Diana's bebenden Arm enger durch den seinen und hielt ihre Hand mit sanftem Druck fest.

"Wer die Glücklichen sind?" sagte er leise. "Fassung, stolze Diana, zeigen Sie keine Schwäche! — Der Bräutigam ist Baron Bodo Mehring."

Einen Augenblick war es der jungen Frau, als breche das Kirchendach über ihr zusammen; es fauste und brauste in ihren Ohren und vor ihren Augen dunkelte es. Krampfhaft erfaßte sie den Arm des Herzogs und lehnte sich an ihn, als fürchte sie umzusinken. Dann mit mächtiger Willenskraft sich zusammenraffend, betrat sie mit stolz erhobenem Kopf den heiligen Raum.

Vor dem reich mit Blumengewinden und Grün geschmückten Altar wartete schon der Hofsprenger in seiner Amtstracht und zur Seite — Diana kannte die schlanke, männliche Gestalt — stand hochaufgerichtet, den glühenden Blick fest auf sie geheftet, Baron Bodo Mehring. Neben ihm, ganz in düstiges Weiß gehüllt, eine feine, zierliche Mädchengestalt.

Von Neuem vom Schwindel ergriffen, glitt Diana auf den Sitz neben der Herzogin nieder, wohin der Fürst sie geleitet hatte, und ihre Augen schlossen sich. Wie im Traum hörte sie die Musik verstummen und vernahm die Stimme des Predigers, der nach kurzem Gebet eine Ansprache an die hohe Versammlung hielt. Aber die Worte faßte sie nicht. Dann schwieg der Geistliche und nun ertönte die klare, metallhelle Stimme des Herzogs:

"Baron Bodo Mehring, treten Sie vor."

Athemlos horchte Diana, als nun der liebe Bekannte, so lange nicht gehörte Schritt des heimlich Geliebten durch die Stille schallte, bis er vor dem Herzog anhielt. Dieser fuhr fort:

"Baron Mehring! Doffentlich vor Gott und vor dieser Versammlung frage ich Sie jetzt zum letzten Male: Sind Sie gewillt, in dieser Stunde und vor diesen Zeugen die Braut zu ehelichen, welche ich, Ihr Herzog und Landesherr, Ihnen erwählt und bestimmt habe?"

Und die volle, weiche Stimme des Angeredeten antwortete klar und vernehmlich, nur etwas weniger fest als sonst:

"Hoheit, ich bin bereit."

"Ohne Zwang, aus freiem, herzlichem Willen?"

Und Bodo antwortete nun fest und jedes Wort betonend:

"Aus freiestem, herzlichstem Willen... Ja und Amen."

"So empfangen Sie aus meiner Hand die Braut..."

Diana, Baronin Klammed, geborene Gräfin Bruck, erheben Sie sich und reichen Sie Ihrem Verlobten die Hand."

Aber Diana regte sich nicht. Todtenbleich, mit weit geöffneten Augen starrte sie den Herzog an, der mit Baron Mehring vor sie hin getreten war, und streckte wie geistesabwesend die Hände aus...

"Nein — nein!" kam es in heiserem Ton von ihren Lippen.

"Wie! Sie weigern sich?" sagte der Herzog scharf und mit Bornesfalten auf der Stirn, "Sie schlagen den Ihnen bestimmten Gatten aus? Habe ich recht gehört?"

Diana antwortete nicht, sondern preßte die Hände fest vor das Gesicht, während dumpfes Schluchzen sich ihrer Brust entrang.

Ein bittender Blick Mehring's ließ den Herzog verstummen. Dann ließ Bodo sich auf ein Knie vor Diana nieder und suchte ihre eiskalten Hände von ihrem Antlitz zu lösen.

"Diana, süße Geliebte," flüsterte er, "sieh' mich an! Sage mir, daß Du mich nicht zürnst! Ich bin nicht so schuldig, wie Du meinst!"

Langsam hob Diana den Kopf und sah den Knieenden mit tieftraurigen Augen an und zog ihn sanft empor.

"Dir nicht, Bodo, Dir nicht! Aber hab' Erbarmen, laß mich fort!"

Sie suchte aufzustehen, sank indes kraftlos auf den Sitz zurück.

"Einen Augenblick noch!" fiel der Herzog ein, "nur noch eine Frage, dann können Sie sich entfernen, wenn anders Sie es wünschen. Baronin Klammed, ich frage Sie auf Ehre und Gewissen: Lieben Sie ihn wirklich nicht und verschmähen darum Baron Mehring's Hand, oder weigern Sie sich nur, weil mein Vorgehen in dieser Angelegenheit — denn sie ist lebendig und allein mein Werk — Ihnen ungewöhnlich und unpassend erscheint?"

Diana schwieg, aber dunkle Glut überströmte ihr gesenktes Antlitz.

"Ich glaube an Stelle der Baronin diese letzte Frage mit 'Ja' beantworten zu können," mischte sich nun die Herzogin, Diana zu Hülfe kommend, ein.

"Ist es so, Baronin?"

"Ja," flüsterte Diana kaum verständlich.

"Nun gut, so hören Sie. — Wir, Ihr wohlgeneigter Landesherr und Freund, wünschen den Baron Mehring,

einen der Besten unseres Landes, dauernd an uns zu fesseln, aber eine unglückliche, heldenhafte bekämpfte, wie uns schien, erwiderte Liebe war nahe daran, ihn uns für lange, vielleicht für immer zu rauben. Er wollte ihr entfliehen und an der Stätte des einstigen versunkenen Paradieses im Himalaya sein eigenes, ihm verbotenes Paradies zu vergessen suchen. Das mißfiel uns sehr, doch hatten wir keine Macht, dem zu wehren. Da verschwand plötzlich der Engel, der mit feurigem Schwert an der Schwelle gestanden hatte und der Eingang zum Paradiese ward frei. Aber unser Freund, befangen in Vorurtheilen und Zweifeln, stand zagend von fern und wagte sich nicht herzu. Da jammerte uns sein, und wir beschloßen, ihn selber in den Garten Eden zu führen. Auf unsern Befehl erschien er heute an dieser heiligen Stätte... Baronin Klammed, beharren Sie noch bei Ihrem 'Nein'?"

Athemlos und gespannt horchten alle Anwesenden, bebend schaute Bodo auf das geliebte Weib.

Da erhob sich Diana mit raschem Entschluß und an des theuren Mannes Seite tretend, sagte sie laut und fest:

"Ja, Bodo, ich will Dein Weib sein."

Dann verbarg sie zitternd ihr Antlitz an seiner Brust, wie erschrocken über das eigene Bekenntniß.

"So ist's recht!" rief der Herzog triumphirend. "Ihr Glück, Baronin, daß Sie sich bekennen, ich hätte Ihnen sonst heute zum zweiten Male befehlen müssen... Und nun zur Krönung unseres Werkes" wandte er sich an den Hofsprenger, "geben Sie die Verlobten ehelich zusammen."

Er führte das Brautpaar zuerst vor die Herzogin, welche Diana das junge Mädchen — Bodo's Schwester — vorstellte, und dann aus deren Händen einen bereitgehaltenen Schleier und Kranz von Orangenblüten empfing, um die Braut, welche vor ihr niederkniete, damit zu schmücken. Dann führte das hohe Paar die Verlobten selber vor den Altar.

Eine halbe Stunde später verließ Diana am Arm des vom ersten Begegnen an geliebten, ihr auf so seltsame Weise zu eigen gewordenen Gatten die Kapelle. Ein heiteres Mahl vereinigte die Gesellschaft noch für kurze Zeit, dann entführte die herzogliche Equipage die Neuvermählten in ihre Wohnung...

Sechszwanzig Jahre lang war es Diana vergönnt, an der Seite des mit unveränderter Leidenschaft geliebten Gatten eine überaus glückliche Ehe zu führen. Zehn Kinder entsprossen derselben, doch seltsamerweise war Diana keine so zärtliche Mutter, als von einer so liebevollen Natur zu erwarten gewesen wäre. Sie that in jeder Weise ihre Pflicht, aber es schien, als sei alle Glut, deren sie fähig war, nur für den sie vergötternden Mann verhanden. Darüber befragt, antwortete sie, schon als Matrone, ebenso offen als einfach: "Ihr habt Recht; mein Herz hatte mein ganzes Leben lang nur Raum für Einen. Aber das versteht ihr nicht... Was versteht ihr überhaupt von der Liebe!" hatte sie fast geringschätzig hinzugesetzt.

Es war ihr bestimmt, den Theuren um zwanzig Jahre zu überleben. Als er, nach längerer Krankheit, unermüdlich zärtlich von ihr gepflegt, in ihren Armen entschlafen war, sah Niemand sie eine Thräne vergießen. Gefaßt und ruhig schaltete sie im Hause und gab alle nöthigen Befehle selbst. Als man ihn hinausgetragen hatte, schloß sie sich in ihr Zimmer ein. Eine Woche lang sah Niemand die Wittwe; als sie wieder erschien, war ihr vorher nur leicht ergrautes Haar weiß. Sie lebte ihren Pflichten auf ihren großen Gütern — wie zuvor, aber kein Mensch hat sie je wieder lächeln sehen; auch nicht, als man ihr den ersten Sohn ihres ältesten Sohnes in die Arme legte.

"Er soll Bodo heißen," sagte sie und sprach dabei zum ersten Mal wieder den Namen ihres Gatten aus.

Mit diesen Worten auf den Lippen starb sie auch:

"Ich komme, mein Bodo!"

Und erst im Tode umspielte wieder ein Lächeln den bleichen Mund.

Geschichte der Guitarre.

Die Geschichte der Guitarre weist bis in die Urzeit der Tonkunst hinein, die uns Gestaltungen von Instrumenten vorführt, welche oft nur scheinbar der heutigen Guitarre fremd sind.

Unsere heutige Guitarre entstand unmittelbar aus dem Kithara, einem Instrument der Araber, welches sich nur dadurch unterscheidet, daß der Schallkasten schildförmig-schalenartig gebaut ist. Von den Arabern kam dieses Instrument zu den Spaniern, welche ihm die heutige Gestalt der Guitarre etwa zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gaben. Somit ist Spanien das Heimatland der Guitarre; von da kam sie nach Italien und Frankreich. Nachdem das Instrument über zweihundert Jahre in diesen Ländern in stetig steigender Verbreitung sich eingebürgert hatte, hielt es endlich durch die Herzogin Amalie von Weimar im Jahre 1788 aus Italien seinen Einzug in Deutschland. Der Instrumentenbauer Jakob August Otto zu Jena war während der ersten zehn Jahre darauf alleiniger Nachbildner dieses importirten Instruments. Er fügte auch dem Bezuge auf Arrathen des königlich sächsischen Kapellmeisters Raumann die sechste Saite hinzu. Mit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts steigerte sich die Liebhaberei für die Guitarre in Deutschland zu einer wahren Wuth, welche erst um 1840 zum Stillstand gelangte, und zwar mit der Verbreitung des verbesserten Pianos. Die Guitarre, welche eine Zeitlang zu den enthronten Liebungen gehört hat und der Zither weichen mußte, scheint jetzt wieder, wie die Erfolge des Leipziger Guitarrenvereins zeigen, in Aufnahme zu kommen.

Der Apotheker.

(Bild S. 541.)

Heutzutage umgibt den Apotheker nicht mehr etwas Geheimnisvolles. Er sucht auch nicht mehr zauberhafte Dinge, wie den Stein der Weisen, den Verjüngungstrank, Liebestrank. Er bereitet nicht mehr aus dem Blute von Molchen, Unken und Kröten

unheimliche Arzneien für seltsame Leiden. Die Leuchte der Wissenschaft hat hineingestrahlt in jene mittelalterlichen Arbeitsküchen, vollgestopft voll der wunderbarsten Dinge, und hat sie umgewandelt in chemische Laboratorien, wo man weder Krötenaugen dörrt, noch an Kreuzwegen todt gefundene Schwalben verfohlt und auslaugt — und den Stein der Weisen, die Kunst, Gold zu machen, so auffast, daß man fleißig arbeitet und gute, reelle Waare liefert.

Unsere Illustration führt uns aber in das „Museum“ eines Apothekers aus der obengenannten Zeit. Der schmale, hochgewölbte Raum mit dem großen Herd ist angefüllt mit Phiole, Kolben, getrockneten Kräutern, Früchten und Schädeln und ausgestopften Thieren. Es ist zur Hälfte Naturalien- und Raritätenkabinet, und diesem entspricht die Figur des alten Apothekers, der hier geheimnisvolle Säfte zu geheimnisvollen Wirkungen mischt, mehr in traumhaftem Vorstellen als in klarem Denken.



Im Sommer. Nach einer Zeichnung von Adrien Marie.

Das Uebernatürliche ist jetzt aus den Apotheken vertrieben, es herrscht der gesunde, klare Menschenverstand und die wissenschaftliche Erkenntnis dort; freilich, so poetisch und seltsam anziehend wie früher sind weder die Apotheken jetzt, noch die Apotheker — aber danken wir dem Himmel dafür. Es ist noch nicht sehr lange her, da man Wiedehopfaugen gegen Schielen in Apotheken vorrätig hielt und diese fleißig gekauft wurden.

Im Sommer.

Das Leben im Seebad hat keine unvergleichlichen Reize. Man ist gewissermaßen Gast bei dem gewaltigen Elemente, das so furchtbar sein kann und auch so lieblich und heilbringend. Das Wasser und die Luft sind hier Arzt und Kur. Die Parole lautet: am Strand und wieder am Strand. Dort bringt der Badegast den ganzen Tag zu, umweht von der über das Wasser streichenden

erfrischenden Luft, dem Spiele der Wellen, des Lichtes, und dem Treiben der anderen Gäste, besonders den Kindern, zuschauend. Denn für letztere ist der Meeresstrand, wie er in den Seebädern meist sich findet, ein Paradies. Hier werden in dem feuchten, reinen weißen Sand Gruben ausgehauelt, Festungen aufgebaut, Dämme aufgeführt und dann gespannt gewartet, bis die Flut kommt und all' dieß überflutet und eintreibt: das ist ein Arbeiten, Formen, Aufstürmen, Springen und Jubeln vom Morgen bis zum Abend. Weniger behaglich ist den Kleinen

das tägliche Bad. Das Wasser ist kalt und die Wellen gehen so hoch und kommen so furchtbar heran — das erste Sturzbad ist den Kleinen schrecklich, allmählich jedoch gewöhnen sie sich daran und lassen sich zwar etwas bänglich, aber doch ziemlich guten Muthes in die kühle, brausende Salzluft führen.

Unsere Illustration zeigt uns einen belebten Badestrand — der Kleine scheint das erste Bad zu nehmen. Hier jedoch hilft kein Schreien nichts — die Welle überbietet es mit ihrem Brausen, die Mutter lacht nur dazu, und bald wird er selbst gar nicht mehr aus dem Wasser wollen.

Es ist ein echtes Sommerbild, wie es an den Küsten unserer Ost- und Nordsee oft zu finden.

Die beste Zeit zum Essen.

Welches diese sei, wurde von einem geistreichen Sophisten des Alterthums dahin beantwortet: „Für Reiche, wenn sie Hunger haben, für Arme, wenn sie Brod haben.“ Wie weit dem diätetischen Interesse durch diese Antwort genügt sei, wollen wir dahin-

gestellt sein lassen. Uns soll es hier nur darauf ankommen, durch Beibringung einiger kurzen Notizen die Mittagstunden, durch welche doch zu allen Zeiten die ganze Tagesordnung geregelt wird, in den verschiedenen Jahrhunderten und bei den verschiedenen Völkern geschichtlich festzustellen. Im 14. Jahrhundert aß der König von Frankreich Morgens um 8 Uhr zu Mittag und ging Abends um dieselbe Stunde zu Bett. Zur Zeit Philipp's des Guten von Burgund galt der Spruch: „Steh' auf um 5, is' zu Mittag um 9, zu Abend um 5, geh' zu Bett um 9, und du wirst leben der Jahre 99.“ Unter Heinrich IV. und Ludwig XIV.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Eine Dame singt in Gesellschaft das schöne Lied von Gumbert: „Starrend vor Frost keh' ich vor deinem Fenster“ etc.
Ein Herr zu einem andern: Ist das ein dummer Kerl, daß der keinen Uebersetzer angezogen hat!



Käufer: Diese Cigarre ist sehr gut, wenn auch billig.
Verkäufer: O, ich kann Ihnen ganz dieselbe Cigarre auch zu höheren Preisnotirungen liefern.



Fürstin: Die Rettung unseres Prinzen Runo haben wir nur Ihnen zu danken; wüßte ich nur, womit ich Sie entsprechend belohnen könnte!
Kosbabe: Durchlaucht könnten Sie ja vielleicht als Amme auf Lebenszeit anstellen.



„Sie waren im Konzert, mein Fräulein?“
„Ach ja — es war reizend! — die Fillaie aus Lohengrin“ wurde auch gespielt!“



Herr: Mein Fräulein, ich liebe Sie rasend — ich könnte sterben für Sie!
Fräulein: Wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte — mir kann's recht sein!



— „Ich brauche die Herren nicht erst vorzustellen — Sie haben sich schon bereits auf der Viehausstellung kennen gelernt!“

ging man um 11 Uhr zu Tische, unter Ludwig XV. um 2 Uhr. Noch Anfangs dieses Jahrhunderts aß der König von Spanien um 12 Uhr zu Mittag. Unter Heinrich VIII. von England frühstückte die vornehme Welt um 7 Uhr und dinstete um 10 Uhr, unter Königin Elisabeth war 11 Uhr die Stunde des Mittagessens und 5 Uhr die Stunde des Nachtmahls. Aloysius von Orelli berichtet 1555, daß in Zürich „der gemeine Mann“ um 6 Uhr und der Vornehme „auf's Späteste“ um 7 Uhr zu Nacht speiste. Zu Basel und auch zu Berlin hielt man noch später, 1580, dieselben Stunden für die Mahlzeiten ein. Möchten in seinen Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg schreibt: „Es fällt auf, wenn man die Zeitordnung gewahr

wird, die man ehemals im Essen und in den Ruhestunden hielt. Man aß des Tages viermal: Morgens um 8 Uhr eine Suppe, um 10 Uhr das Mittagmahl; um 3 Uhr das Abendbrod und um 5 Uhr das Nachtmahl; um 7 oder 8 Uhr spätestens ging man schlafen und stand um 5 oder wohl noch später auf.“ Diese Notiz bezieht sich auf das letzte Drittel des 16. Jahrhunderts. Die Berliner Hochzeitsordnung gestattete, wegen der Vorbereitungen und Zurüstungen zu solchem Feste, um 11 Uhr das Mittagmahl und um 5 Uhr das Nachtmahl zu geben. Gesellschaft und Tanz mußten um 9 Uhr zu Ende sein. Um diese Zeit fingen die Schulstunden im Gymnasium um 6 Uhr Morgens an und währten bis 8 Uhr. Nachmittags begannen sie um 12 Uhr

und dauerten bis 2 Uhr; Mittwoch dauerte der Unterricht bis 9 Uhr, der Nachmittag dagegen war dann frei. Auf der Universität zu Altdorf bei Nürnberg war noch im Jahre 1623 die Zeit des Mittagessens 10 Uhr, die des Abendessens 5 Uhr; aber schon 12 Jahre später hatte man diese Zeiten eine Stunde weiter vorgerückt. Christian II. von Dänemark hatte in seiner Hofinstruktion von 1515 verordnet, daß am königlichen Hofe im Sommer zwischen 9 und 10 Uhr die erste und Abends zwischen 4 und 5 Uhr die zweite Mahlzeit eingenommen werden sollte. Für den Winter wurden diese Zeiten auf 9 Uhr früh und 5 Uhr Abends präzis festgesetzt.

Albumblatt.

Spazienlied.

Von
Julius Rodenberg.

Ich bin wohl ein gemeiner Wicht,
Das Singen gar versteh' ich nicht,
In schönen Kleidern geh' ich nicht —
Es sieht mich auch kein Mensch nicht an,
Nur böse Buben dann und wann,
Die werfen mich mit Steinen;
Und dennoch will's mir scheinen,
Als sei so schön die ganze Welt,
So blau die Luft, so grün das Feld —
Piep, piep, piep,
Ich habe die Welt so lieb!

(Aus: „Jahrbuch deutscher Dichtung“. Von Max Stempel.
Bremen, J. Neumann's Buchhandlung.)

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von
Max von Weisenthurn.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stieg immer höher am Himmelszelt empor, und Emma dachte, daß es bald Zeit sein werde, in das Haus zurückzukehren, ja sich im Stillen verwunderte, daß Willy, die alte Dienerin, sie nicht rufe; doch man war noch so sehr mit dem Ordnen des Hauses beschäftigt, daß für den Augenblick die holde Braut in den Hintergrund getreten war. Plötzlich, während Emma immer noch regungslos saß, vernahm man hinter der Hecke vom Wege herüber eine Stimme, welche Emma als diejenige des benachbarten Arztes, Doktor Sandy, erkannte.

„Siehst Du, alter Freund, die Praxis ist wirklich eine außerordentlich gute und wenn ich mich in Blasir halbwegs zurecht finden könnte, würde ich nicht daran denken, von hier fortzuziehen.“

„Aber auch mir könnte ein kleines englisches Landstädtchen niemals zusagen,“ erwiderte eine unendlich melodische Stimme.

„Was würdest Du erst sagen, wenn Du gleich mit seit vier Jahren in einem solchen Neste lebst; ich fasse es nicht, wie die Leute ihr ganzes Dasein hier zu vertrauern im Stande sind!“

„Die Stadt sieht aber heute recht belebt aus,“ bemerkte der Andere.

„Ja, weil einer der Vornehmen unserer Gegend heirathet und sie ein schreckliches Aufsehen damit machen; die Braut ist ein Fräulein Woodwyl, das dort drüben in jenem alten Schlosse lebt; übrigens eine sehr hübsche Person, die anzusehen es schon der Mühe verlohnt; ich wollte Du hättest Deine Abreise bis morgen verschoben können.“

„Ja — hätt' es auch gern gethan, aber nicht möglich — und bei Gott, alter Freund, wenn wir nicht tüchtig ausbrechen, verlaufe ich den Zug.“

„Vorwärts denn,“ rief Doktor Sandy; sie eilten rasch weiter; die Stimmen waren ausgeklungen und immer weiter und weiter herüber ertönten ihre Schritte; als wenige Minuten später Willy in den Garten trat, um ihre junge Herrin zu suchen, fand sie dieselbe in einer tiefen Ohnmacht am Boden liegen.

Beforget beugte sie sich zu ihr nieder, als sie aber gewahrte, daß es sich nur um eine gewöhnliche Ohnmacht handle, eilte sie rasch nach dem Hause zurück, um Wasser und Nieschmalz zu holen, womit es ihr dann auch bald gelang, das junge Mädchen wieder zum Leben zurückzurufen.

„Sie werden Adrienne nichts sagen,“ waren die ersten Worte, welche die bleichen Lippen flüsterten, „es macht sie unnötig ängstlich.“

„Ist es die Hitze gewesen, liebes Fräulein?“ fragte Willy, während sie das weiche, schöne Haar aus Emma's Schläfen strich, und diese antwortete hastig:

„Ja, die Hitze, die war's, Willy!“

Wenn es aber wirklich die Hitze gewesen, dann mußte entweder die Temperatur oder das Empfindungsvermögen des jungen Mädchens einen wesentlichen Umschwung erlitten haben, denn während sie vor dem Spiegel in ihrem Gemache saß und sich das Haar ordnen ließ, schüttelte Frost die zarte Gestalt.

„Wie schwach ich doch bin,“ flüsterte sie, als sie sich endlich allein sah, selbst der Klang einer Stimme erschreckt mich; als ob das Meer seine Todten dem Leben wiedergeben könnte!“

Sie trat an's Fenster und sah, wie Doktor Sandy allein von der Bahn zurückkehrte; ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihren Lippen, und als Willy zurückkehrte, freute sie sich, die Wangen ihres Fräuleins wieder rosig angehaucht zu sehen.

Als die Toilette der Braut nahezu vollendet war, trat Adrienne in das Gemach.

„Emma bist Du fertig? Der Wagen wartet schon; wie reizend Du aussiehst, mein Kind; Madame Rudolphe hat Wunderbares geleistet; siehst sie nicht entzückend aus, Willy?“

Emma lächelte, sie freute sich ihrer Schönheit um Karl's willen.

„Etwas mehr Farbe solltest Du haben, Liebchen; ich wollte Du könntest Dich entschließen, etwas Rouge aufzulegen, Du bist so bleich! Nun, nun, blicke nur nicht gleich so entrüstet drein, alle Welt bedient sich dessen heutzutage.“

„Ich muß mich wohl damit zufrieden geben, bleich zu sein; Willy, meinen Schleier.“

„Ja, Fräulein Emma; aber Herr von Gascogne hat eben dieß gefordert, wollen Sie es nicht zuerst anlegen?“

Es war ein prachtvolles Perlenhalsband, und Adrienne fand keine hinreichenden Worte für ihre Begeisterung, als sie es um den schneigen Nacken der Schwester legte.

Auf Emma's Wunsch sollte die Hochzeit in aller Stille vollzogen werden, doch obwohl in Folge dessen nur sehr wenige Einladungen ergangen waren, konnte man doch nicht sagen, daß die Ceremonie ohne alles Aufsehen vollzogen wurde, denn das Städtchen hatte sich bemüht, Karl auf jede erdenkliche Weise die allgemeine Achtung darzutun, welche er genoß. — Alle Fenster waren geschmückt, der Altar des Kirchleins prangte im herrlichsten Blumenflor. So kam es denn auch, daß im Gotteshaus kaum Platz war, um alle die Neugierigen aufzunehmen, welche sich herbeigebrängt hatten, und Adriennes Herz fühlte sich stolz gehoben, als sie an der Kirchenpforte des Kommens ihrer Schwester harrte. Endlich fuhr der Wagen vor, die Orgel intonierte den Hochzeitsmarsch und Emma schritt langsam am Arme Lord Carleton's, der als Brautvater figurirte, durch das Schiff der Kirche.

Sie kniete nieder an Karl's Seite vor dem Altar und die Ceremonie nahm ohne jeden weiteren Zwischenfall ihren Verlauf.

Adrienne Woodwyl's Herzenswunsch war mithin erreicht; ihre Schwester, zur Herrin von Monkland erhoben, würde, sobald sie von der Hochzeitsreise zurückkehrte, jene Stellung in der Gesellschaft einnehmen, die ihr, als der Gemahlin eines der reichsten Edelmänner weit und breit in der Runde, gebührte.

„Fährst Du heute zum Rennen, Frauchen? Fräulein Leclercq wird es gewiß gerne sehen.“

Ein schöner Morgen war es, im Monat März, als Karl Gascogne während des Frühstücks in Monkland diese Worte an seine Frau richtete; es war dasselbe Gemach, in welchem Heinrich Chaplin genau vor vier Jahren in bedröhten Worten gegen eine Verbindung mit Emma Woodwyl gesprochen; seit mehr denn drei Jahren waren sie nun schon verheirathet und im Kinderzimmer von Monkland strampelt ein muthwilliger, kleiner blondgelockter Knabe auf und nieder, der Karl Gascogne „Papa“ nennt und mit seinen großen blauen Augen fröhlich zu ihm empor blickt.

Die letzten vier Jahre waren spurlos an Emma Gascogne's schönen Zügen vorüber gegangen, sie ist, wenn möglich, noch anmuthiger geworden als einst, sie entfaltet eine Grazie und ein gebietendes Wesen, welches der Herrin von Monkland gar wohl ansteht. Emma hat die ehegeizigsten Träume ihrer Schwester erfüllt, und Fräulein Woodwyl ist glücklich, in Emma eine der tonangebenden Damen der Gesellschaft zu sehen.

Seit ihrer Rückkehr von der ziemlich langen Hochzeitsreise hatten Karl Gascogne und seine Frau stets in Monkland gelebt; denn Emma besitzt große Vorliebe für ihr schönes Heim und hat dasselbe nie mit den glanzvolleren Freuden einer Saison in London vertauschen wollen. Karl aber erklärte sich freudig mit ihren Wünschen einverstanden. Die einzige Person, welche mit dieser Gestaltung der Verhältnisse sich nicht so recht zufrieden geben wollte, war Adrienne, die an einen längeren Séjour der Schwester in London für sich selbst große Hoffnungen geknüpft hatte.

Herr und Frau von Gascogne erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit; Karl war stets der Liebling Aller gewesen und Emma's reizendes Antlitz, ihr liebenswürdiges, einnehmendes Wesen hatte bald alle Herzen erobert.

Es ließ sich kein glücklicheres Ehepaar denken als jene Beiden, selbst Ernest Rivers, der Rektor, der erst seit drei Monaten ein hübsches junges Frauchen nach Hause gebracht hat, ist demselben nicht ergebener als Karl Gascogne seiner Emma, und an ihrer Liebe zu dem Gatten kann Niemand zweifeln, der einmal nur den Ausdruck ihrer Augen beachtet, wenn sie auf Karl ruhen.

Nebst dem Ehepaare war auch noch eine dritte Person in dem Gemache anwesend; Fräulein Leclercq, deren Bekanntschaft Emma in Paris gemacht und die jetzt einen längeren Besuch in Monkland abstattete; ein so häufiger Gast Baron Heinrich Chaplin auch stets in Monkland gewesen, er war doch niemals so oft dort erschienen, als gerade in der letzten Zeit, so zwar, daß Emma zu hoffen anfang, er denke endlich daran, seinem Hause in der heiteren, hübschen Französin eine Herrin zu geben.

„Das Rennen findet heute bei Carleton statt und Fräulein Leclercq würde es gewiß gerne sehen,“ sprach Karl, eifrig seine pâté de foie gras verzehrend.

„Würde es Dir Vergnügen bereiten, Rose?“ forschte Emma; „Du triffst dort sicherlich viele Deiner Partner von gestern Abend.“

„Wirklich? nun dann amüsiert es mich jedenfalls; glauben Sie, Herr von Gascogne, daß Kapitän, — wie hieß er doch, der junge Mann mit dem Zwißer im Auge und den langen, in's Grünliche schillernden Haaren? — dort sein wird?“

„Sie meinen Rugent, natürlich wird er zugegen sein; es gibt ja keinen besseren Reiter als er ist; beim Rennen vergift er all seine Affektation!“

„Auch sein Augenglas?“ forschte Rose lachend.

„Nein, das verläßt ihn niemals, denn sonst würde er nichts sehen; er ist übrigens gar nicht so übel, Fräulein Leclercq!“

„Wer denn, wenn man fragen darf?“ ließ sich von der Thüre her eine wohlklingende Stimme vernehmen.

Und Rose Leclercq erröthete, als sie Heinrich Chaplin's bewunderndem Blicke begegnete.

„Harry — wie geht Dir's — hast Du gefrühstückt? Emma gib ihm eine Tasse Kaffee; wie fühlst Du Dich nach den Anstrengungen des gestrigen Abends?“

„Ich wollte eben die gleiche Frage an Dich stellen,“ entgegnete Chaplin, den Damen die Hand zum Gruße reichend. „Wie geht es meinem Namensvetter, Frau von Gascogne?“

„Herrlich, ich danke; wenn er Ihr Pferd vom Fenster aus gesehen hat, wird er nicht zu beruhigen sein, bevor man ihn herabbringt zu uns.“

„Bald ist er alt genug, um selbst einen Pony zu bekommen,“ meinte Karl strahlenden Blickes; „ich möchte Emma überreden, daß sie mit Fräulein Leclercq heute zum Rennen hinabfährt!“

„Sie könnten nichts Weiseres thun, Frau von Gascogne; es wird heute herrlich werden, nur müssen Sie sich warm ankleiden; reitest Du mit mir, Karl?“

„Ja — unter Anderem, ist der neue Arzt angekommen, welcher Sandy's Praxis übernommen?“

„Ich glaube; wenigstens sah ich gestern eine fremde Erscheinung, nebenbei bemerkt, einen hübschen Mann aus der Rosenvilla hinaus auf die breite Fahrstraße treten. Doch — komm, die Pferde sind bereit!“

Fräulein Leclercq tritt an's Fenster, um sie in Augenschein zu nehmen, und Chaplin folgt ihr, während Karl sich zu seiner Frau niederbeugt.

„Auf Wiedersehen, mein Liebling,“ spricht er zärtlich. „Hülle Dich warm ein und komme nicht zu spät; ich wollte, Du würdest mit uns reiten, ich bin niemals so stolz auf meine kleine Frau, als wenn sie an meiner Seite über irgend eine hohe Barriere setzt!“

Emma lachte und blickte dann bedeutungsvoll nach den Beiden am Fenster.

„Freust Du Dich, Karl?“

„Ich würde mich sehr freuen,“ entgegnete er ernst, „aber sie ist so sehr jung, daß ich nicht recht glaube, daß sie Heinrich mit den Augen der Liebe betrachtet. Er ist mehr denn zwanzig Jahre älter als sie.“

Vielleicht war es dieser Gedanke, welcher Heinrich ernst und nachdenklich stimmte, als die beiden Herren zusammen forttritten und Emma mit ihrer Freundin sich zu der Ausfahrt rüsteten.

„Holst Du Deine Schwester ab, Emma?“ fragte Rose, als sie den Platz in dem reizenden Ponywagen der jungen Frau einnahm.

„Nein, sie fährt mit Frau von Miller; bist Du nicht ganz aufgeregt, Rose, bei dem Gedanken, alle Deine Verehrer zu sehen?“

„Gewiß,“ lachte die Freundin, „ich bin neugierig, was sie besser kleidet, der Salonanzug oder das Jagdstück.“

„Vielleicht sehen wir auch den neuen Arzt,“ bemerkte Emma Gascogne, „und da er ein Junggeselle ist, dürfte sein Kommen Aufsehen erregen unter den jungen Damen von Blasir; rümpfe Du immerhin die Nase, Rose, bei dem Gedanken an einen Landarzt, aber ich versichere Dich, daß er hier, wo wir an jungen, heirathsfähigen Männern Mangel leiden, eine gewichtige Persönlichkeit ist.“

„Ist dieser Jünger Aeskulaps also jung?“

„So höre ich — vier- oder fünfunddreißig Jahre; ist das noch jung in Deinen Augen oder rechnest Du etwa Heinrich Chaplin, der um sechs bis acht Jahre älter sein mag, unter die Antiquitäten?“

„Der Gatte sollte doch um viele Jahre älter sein als seine Frau!“ meinte Rose erröthend.

„Wirklich — hast Du Heinrich von diesem Standpunkte aus in's Auge gefaßt?“

„Emma — Du bist abscheulich,“ schmolte Rose.

„Weßhalb, weil ich meine, Du werdest eine glückliche Frau sein, wenn Du seine Gattin wirst? Er ist ein edler Mensch und treu wie Gold!“

Rose warf der Freundin einen dankbaren Blick zu und schweigend fuhren sie eine lange Strecke weiter, bis sie bei der Kreuzung des Weges einem kleinen Wagen begegneten, der dieselbe Richtung einschlug wie sie.

„Das ist der Doktor!“ rief Emma. „Ich wollte, wir hätten ihn gesehen, sein Wagen biegt ab, er scheint also nicht zum Rennen zu fahren.“

„Dieser Doktor interessiert Dich ja lebhaft!“

„Natürlich, Rose, bedenke doch, daß er eigentlich uns näher stehen muß, als ein gewöhnlicher Bekannter, wenn er uns Trost spenden, Beruhigung gewähren soll; ich bin immer gern auf gutem Fuß mit dem Hausarzt und wir sind ja hier auf ihn angewiesen!“

Der Rennplatz bot ein sehr hübsches und effektvolles Bild; Lord Carleton, auf dessen Grund und Boden er sich befand, hatte für alle Beteiligten, Zuschauer wie Mitwirkende, in den Sälen seines Schlosses ein leckeres Mahl servieren lassen.

Emma's Ponywagen war bald von Herren umgeben, die sich beeilten, ihre Bewunderung für Karl Gascoigne's schöne Gemahlin an den Tag zu legen und auch Rose Leclercq ihre Huldigung darzubringen.

Baron Heinrich trat sofort herbei, Karl aber hatte sich in ein Gespräch mit anderen Damen eingelassen und konnte erst nach einer Weile zu seiner Frau treten; eine leichte Wolke lagerte auf seiner Stirn.

„Ist irgend etwas geschehen?“ fragte sie leise, es sofort bemerkend.

„Nein, Liebste, es ist mir nur das ganze Rennen langweilig; apropos, Frauchen, ich habe den Medico gesehen, schön wie ein griechischer Gott und sieht sehr intelligent aus!“

„So schön, o weh, dann wird er vermuthlich ein schlechter Arzt sein; schöne Leute sind selten geschickt!“

„Danke, Frauchen,“ lachte ihr Gatte, „soll ich das als Kompliment für mich auslegen?“

„Wie heißt er, Karl?“

„Ich weiß es nicht, doch adieu, ich muß zu den Anderen reiten!“ rief er, während Baron Heinrich, welcher die letzten Worte vernommen hatte, sich zu Emma wandte.

„Der neue Arzt heißt Nord oder Süd, ich weiß nicht mehr recht, irgend eine der vier Weltgegenden bildet seinen Namen!“

„Dann kann er ebensogut Ost oder West heißen!“ lachte Rose, während Emma von Neuem die Zügel ergriff, aber sie war plötzlich sehr bleich geworden und eine undefinierbare Angst sprach aus ihren schönen, seelenvollen Augen. Ihre Bewegung war übrigens nur momentan, denn sie beherrschte sich sofort, und blieb sie auch etwas zerstreut während der ganzen Fahrt, so erregte die doch nicht das Aufsehen ihrer Freundin.

Auf dem Heimwege begegneten sie Frau von Miller mit Adrienne, Emma erkundigte sich sofort, wie es ihrem Vater gehe und ob der neue Arzt ihn schon besucht habe.

„Emma denkt an gar nichts Anderes, als an den neuen Doktor!“ lachte Rose; „sie hat den ganzen Morgen nur von ihm gesprochen, nur an ihn gedacht!“

„Wirklich?“ forschte Adrienne, „ja, ich habe ihn gesehen, ein sehr hübscher Mann!“

„Weißt Du seinen Namen?“

Weder Adrienne noch Frau von Miller hatten denselben vernommen, so daß Emma mit unbefriedigter Neugierde nach Hause zurückkehren mußte.

Baron Heinrich Chaplin und mehrere andere Herren sollten in Montclair speisen; als die Damen nach Hause zurückkehrten, zog sich Emma daher für einige Zeit in ihr Zimmer zurück, um auszuruhen, bevor ihre Gäste anlangten.

„Bist Du müde, Frauchen?“ fragte Karl, als er, ziemlich spät zurückkehrend, Emma noch immer erschöpft auf dem Divan liegend fand.

„Müde und ein wenig träge, Karl!“ lächelte sie. „Hast Du Dich gut unterhalten?“

„Ja, wo ist der Junge?“

„Ich habe ihn mir noch nicht bringen lassen, weil ich etwas Kopfschmerz hatte und ruhen wollte!“

Sie stand jetzt neben ihm am Kaminofen und lehnte das Haupt müde an seine Schulter; er schlang liebevoll den Arm um sie.

„Morgen sollen Turn- und alle möglichen sonstigen athletischen Künste vollführt werden, Frauchen, trachte also wohl zu sein bis dahin!“

„Hoffentlich,“ entgegnete sie, bestrebt, heiter zu scheinen, „es werden wohl viele Leute zugegen sein!“

„Gewiß, ich wollte, Adrienne hätte Dir Milly überlassen, damit sie Deine Toilette ordne; die neue französische Kammerfrau gefällt mir gar nicht!“

„Ja, die gute Milly ist mir auch weit lieber, doch Flora ist viel geschickter; Du bist meistens mit dem Ergebnis ihrer Kunst zufrieden!“

„Du siehst eben immer reizend aus und ich liebe Dich, was immer Du auch anhaben mögest!“ lachte Karl; „nun aber überlasse ich Dich Dame Flora's Geschicklichkeit; auf Wiedersehen bei Tisch!“

Kaum hatte sich die Thüre hinter dem Gatten geschlossen, so nahmen die Züge der jungen Frau einen ernsten Ausdruck an.

„O, mein Geliebter, ich bin nun seit Jahren Deiner Reizung gewiß, wie sollte ich mit einem Male Deinen Abhau ertragen können — doch —“ und sie machte eine Bewegung der Ungeduld — „wie kindisch ich bin! Ich sehe heute nichts wie Kummer und Sorge in allen Ecken, und all' diese Jahre hindurch bin ich so glücklich, so sicher gewesen; ich will nicht an die Möglichkeit einer Gefahr denken, und kommt sie dennoch, so soll sie mich zum Kampfe bereiten finden, um Karl's — um unseres Knaben willen!“

„Unser Knabe, was aus ihm werden sollte; aber es kann, es kann nicht sein!“

„Es ist Zeit zum Ankleiden, gnädige Frau!“ ließ sich mit einem Male eine süßliche Stimme hinter ihr vernehmen.

„Gut, ich bin bereit, doch bevor Sie anfangen, bringen Sie den Kleinen zu mir!“

Als Karl eine Stunde später in das Ankleidezimmer seiner Frau trat, fand er sie schon in vollster Toilette, während der kleine Heinrich lustig auf dem Boden spielte. Der junge Gatte blieb einen Augenblick unter der Thüre stehen und betrachtete strahlenden Blickes das anmuthige Bild — ja, Monate später, als ein wilder Sturm sein häusliches Glück vernichtet hatte, stand jener Moment oftmals noch mit marternnder Lebendigkeit vor seiner Seele und erfüllte sein Herz mit wildem, verzweiflungsvollem Weh.

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Bücher.

A. Schlesing hat ein Werk herausgegeben, das bald als ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle diejenigen gelten wird, welche das Buch sich angeschafft haben. Es führt den Titel: „Deutscher Wortschatz oder der passende Ausdruck“ (Stuttgart, Neff) und ist ein Hülfswörterbuch, das uns einen großen Reichtum von Wörtern darbietet, wenn wir nicht schnell den passenden Ausdruck für einen Gedanken finden. Die Buch hilft uns aus allen Verlegenheiten, in die wir bei schriftlichen und mündlichen Darstellungen durch plötzlichen Mangel des treffenden Wortes gerathen. Der Wortschatz ist als Lexikon gearbeitet, und zwar kann man nach zwei Richtungen hin aufschlagen — erstens dem Alphabet nach und zweitens hinsichtlich des Grundbegriffes. Der Autor hat sichtlich große Mühe und viel Fleiß auf die Durcharbeitung dieses Buches verwendet, das sich durch praktische Anordnung und großen Reichtum an Wörtern auszeichnet. Für Comptoire, für Lehrer, Schriftsteller, Beamte, ja auch für Damen, denen es zwar im Allgemeinen an Wortfülle nicht mangelt, denen aber doch hier und da das gewünschte Wort nicht zu Gebote stehen kann, für jeden Gebildeten überhaupt wird dieser Wortschatz ein willkommenes Werk — ein Freund und Helfer in der Noth werden.

Für Familienbibliotheken, für Botaniker und Freunde der Natur überhaupt möchten wir gerade jetzt in der Zeit der Appigen Vegetation auf den Pflanzenatlas nach dem Linne'schen System von Karl Hoffmann (Stuttgart, Hoffmann) hinweisen. Das Werk, in angenehmem, nicht allzu großem Format, so daß es sich leicht auf jedem Bücherbrett unterbringen läßt, bringt auf 80 fein kolorirten Tafeln sorgfältig nach der Natur gezeichnete Pflanzenbilder, die so vortrefflich kolorirt sind, daß sie das Erkennen der Pflanzen im Freien nach dem Muster im Atlas sehr erleichtern werden — das ist kein geringer Vorzug dieses Atlases. Den Bildertafeln ist wissenschaftlich klarer und in gedrängter Kürze reichhaltiger Text von Karl Hoffmann beigegeben. Dieser Pflanzenatlas erscheint in Lieferungen und hat trotz seiner eleganten Ausstattung einen mäßigen Preis.



Aus allen Gebieten.

Fernseher.

Touristen, Militärs, Jäger werden die neu konstruirten Fernseher von Mechanikus Theodor Geiger in Stuttgart außerordentlich nützlich und angenehm sein. Zwei in leichtem Metall gefasste Gläser, ein konvexes und ein konkaves (galileisches Fernrohr), in Taschenuis aufbewahrt, werden auf dem Spazierstock, Gewehr, geschlossenem Regenschirm aufgesteckt, wo sie sich durch federnde Klammern festhalten, und je nach dem Bedürfnis des Auges näher oder weiter gerückt. So ist der Fernseher fertig. Auch zum Aufstellen auf zusammenlegbarem Meterstab ist der kleine, dabei sehr billige Fernseher und Vergrößerungsapparat konstruirt, ein kaum entbehrlicher Reisebegleiter.

Das Eierkochen.

Die Verdunstung des Eiweißes ist der Grund, weshalb frische Eier länger kochen müssen als alte. Will man daher die Eier gleichmäßig weich oder hart gekocht haben, so müssen dieselben vor Allem gleichmäßig frisch und auch von gleicher Temperatur gewesen sein. Es ist falsch, für alle Eier eine bestimmte Zeit des Kochens zur Erreichung der gewünschten Konsistenz derselben anzunehmen. Die erforderliche Zeit hängt nicht allein von dem Alter der Eier, sondern auch von der Zahl derselben, von ihrer Größe oder Wärme und auch von der benötigten Menge des Wassers ab. Sechs frische Eier, die sich zwei Stunden lang in einer Temperatur von 15° C. befunden hatten, bedurften, in drei Liter kochendes Wasser gethan, 3¼ Minuten zum Weichkochen, während dieselbe Anzahl derselben Sorte, die sich in kühler Luft in 4° über Null befunden hatten, 4¾ Minuten zu derselben Konsistenz bedurften. Will man sich daher nach der Zeit richten, so darf man nur von dem Zeitpunkt an rechnen, wenn das Wasser nach dem Einlegen der Eier wieder anfängt zu kochen, wobei natürlich das Alter der Eier in Betracht gezogen werden muß.

Rosenpilz.

Als bestes Mittel zur Bekämpfung des Rosenpilzes empfiehlt „L'illustration horticoles“ das wiederholte Besprühen der Pflanzen mit einer Lösung von 2—3 Gramm Seesalz auf einen Liter Wasser. Es ist festgestellt, daß bei wiederholter Anwendung dieses Mittels der Pilz schon am vierten Tage verschwunden war. Gleichzeitig wird darauf hingewiesen, daß das Ueberstreuen mit Seesalz das beste Mittel ist gegen die in den Lohbeeten so verheerend auftretenden Pilze und Schwämme.

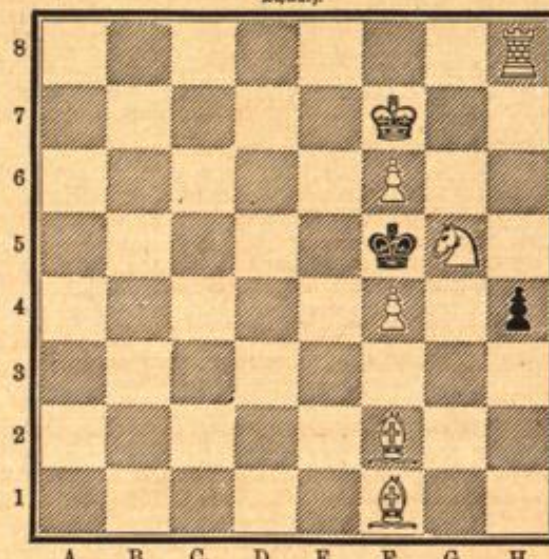
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 12.

Von Herrn G. Liberal.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zug Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 11 in Nr. 42:

- | | |
|---------------------------|---------------------------|
| 1) R. H 1 — B 7 | 1) T. A 7 nimmt B 7 (A.). |
| 2) D. G 8 — A 8 | 2) Beliebig. |
| 3) D. A 8 — H 1 Matt. | |
-
- | | |
|---------------------------|------------------|
| 1) R. F 1 — F 2 | 1) T. A 7 — A 8. |
| 2) T. G 1 — H 1 Matt. | 2) Beliebig. |

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nr. 9. Hr. H. B. in Linz, Hr. D. in Wulsen, Hr. G. in Bad Ems. Der Zug 1) G 2 — G 3 wird durch F 4 — F 3 widerlegt. — Hr. G. in Hamburg, Hr. E. in Gangerhausen, Hr. G. in Oldenburg, Hr. B. in Eger, Hr. E. in Romm. Ebenso widerlegt 1) G. H 6 nimmt F 7 + an T. F 8 nimmt F 7, weil der Thurm auf F 7 Schach bietet. — Hr. J. B. in Hedewigenloog, Hr. D. in Coblenz, Hr. A. in Berlin. Auf 1) T. D 6 — D 7 ist unrichtig wegen 2) C 3 — B 2 (— A 1). — Hr. A. D. in Deth. Auf 1) R. B 7 — A 7 geschieht 2) C 3 — B 2 (— A 1) oder B 3 — B 2, worauf kein sofortiges Matt möglich. — Hr. G. in Tübingen und J. B. Th. in Osnabrück. 1) R. F 5 — E 6 widerlegt 1) B. an 2) F 7 nimmt E 6. Dann folgt 2) F 6 — F 7 + krönendes Matt, da T. F 8 nimmt H 8 folgt. — Hr. G. in Neubrandenburg. Auf 1) T. D 6 — D 7, B 3 — B 2 folgt 2) T. D 7 — E 7 nicht Matt, da 2) F 7 — E 6 das Schach deckt. — Hr. in Romm. Auf T. E 2 — D 2 folgt 2) C 3 — B 2 (— A 1). — Hr. E. D. in Ullendroff, Hr. R. in Carlsbad, Hr. B. T. in Gorn. Nr. 9 richtig gelöst. — Hr. B. in Breslau, Hr. G. in Fulda. Nr. 10 richtig gelöst.

Auflösung des Räthelsprungs Seite 527:

Auf meiner Seele ruht ein Fluch,
Auf meinem Leben liegt ein Damm!
Ich weiß nicht, der ein Reichtum
Und eine süße Gruft gewann.

Red war mein Rath und hoch mein Drang,
Ich zog zum höchsten, freiesten Ziel;
Doch was der Geist erstrebt, mißlang,
Und was die Hand berührt, zerfiel.

Müller von Königswinter.

Kleine Korrespondenz.



Hr. E. O. in Barmen. Der nächste Jahrgang beginnt wieder mit einem Roman dieses Autors, welcher die früheren noch übertrifft darste.

Abonnent in Mannheim. Lebendige Forellen werden Sie doch nicht fischen? Durch Zufall von etwas Fische.

Hr. A. Weigang in Zw. Lesen Sie den Annoncentheil der „Illust. Welt“ und fragen Sie dann bei der angegebenen Adresse an.

Hr. M. Grohmann in B. Ist das eigene Erfindung, noch nicht irgendwo gedruckt?

T. H. J. in Aulung. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von Fackel & Fied oder Gerold & Co. in Wien.

Abonnent in Kirdorf. In Ihrem Interesse. Es heißt das Interesse.

Richtige Lösungen von Rätheln, Charaden, Räthelsprüngen etc. sind uns zugegangen von: Frln. Mathilde Winter, Köln; Anna Gantner, Berlin; Emilie Bissopp, London; Rosine Wihlbahl, Prag; Emma Adersmann, Gießen; Anna Promber, Brunn; Frau Anna Huber, München; Friederike Oudlow, Berlin; Hr. J. Schach, Leipzig; W. Weigang, Jwentau; T. und G. Statemann, Köln; G. Hennig, Schweidnitz; J. Adniger, Wien; G. Wimpfesser, Amberg; M. Samter, Berlin; O. Richard, Köln; M. Pfister, St. Gallen; F. Ermeler, Breslau; A. Jochen, Pöschel; G. Bernhardt, Brunn; G. Jasmal, Posen; A. Winterfeld, Arnstadt; G. Flemming, Breslau; J. Ameis, Stettin.

Hr. A. Mendel in Warschau. J. H. v. Kirchmann und Professor Schaarschmidt geben jetzt eine Uebersetzung von Spinoza's sämtlichen Werken bei Köhner in Leipzig heraus. Diese Ausgabe ist sehr billig. Die philosophischen Monatshefte — im gleichen Verlag.

Frau M. S. in G. Professor F. Max Müller lebt in Oxford (England).

Hr. E. G. in Pest. Wenn es solch eine Schule gäbe — würde sie eine Million Schüler haben.

